



# Von der Idee zur wissenschaftlichen Arbeit

---

## K/Ein Forschungsprogramm

First Draft  
April 2018

Sven Chojnacki

Kontakt: [sven.chojnacki@fu-berlin.de](mailto:sven.chojnacki@fu-berlin.de)

## **Inhaltsverzeichnis**

1.	Vorbemerkungen.....	2
2.	Von der Idee zum Exposé .....	6
2.1	Problemstellung / Erkenntnisinteresse / Relevanz des gewählten Themas.....	8
2.1.1	Mehr als ein Exkurs: wissenschaftstheoretische Grundpositionen.....	9
2.1.2	Problem(er)findungen.....	14
2.2	Stand der Forschung.....	16
2.3	Fragestellung/en .....	19
2.4	Methodisches Vorgehen.....	21
2.5	Arbeits- und Zeitplan .....	33
2.6	Vorläufiges Gliederungsverzeichnis / Literaturverzeichnis .....	35
3.	Vom Exposé zur wissenschaftlichen Arbeit .....	36
4.	Fragen und Antworten .....	41
5.	Was sonst noch zu sagen ist.....	51
6.	Literaturverzeichnis .....	53

## 1. Vorbemerkungen<sup>1</sup>

Wissenschaftliches Arbeiten beginnt mit **Ideen** – und die beste Botschaft gleich vorab: wir alle haben Ideen! Manche dieser Ideen setzen sich in wissenschaftlichen Diskursen durch und entwickeln sich gar zu umfassenderen Theorien (z.B. über Gerechtigkeit oder gesellschaftliche Konflikte) – sie können aber aufgrund ihrer historischen, räumlichen und/oder inhaltlichen Verengungen auch wieder in Vergessenheit geraten oder verworfen werden. Andere Ideen sollen gar nicht „selbst Theorie werden“. Stattdessen wollen Forscher\*innen<sup>2</sup> bestimmte, für problematisch gehaltene gesellschaftliche Entwicklungen im Lichte von vorhandenen Theorien deuten und damit auf politische und/oder sozio-ökonomische Verwerfungen und normativ unvernünftige Entscheidungen aufmerksam machen. Wieder andere Ideen sind notwendig, um aus gesellschaftlichen Fehlentwicklungen zu lernen (u.a. Krieg, Rassismus, ökonomische Ungleichheit) und um nachhaltigere Perspektiven aufzuzeigen, die das gesellschaftliche Zusammenleben für uns alle menschenwürdiger machen.

Dass allerdings nicht alle unserer Ideen gerechtigkeits- oder friedenswirksame Effekte auf Gesellschaften haben, führen uns Entwicklungen wie die Erfindung der Atombombe schmerzlich vor Augen. Selbst wenn Persönlichkeiten aus dem Feld der Naturwissenschaften wie Albert Einstein oder Józef Rotblat die desaströsen **Folgen** ihrer eigenen Forschung für das nukleare Wettrüsten erkannten, sich zu den Gefahren von Nuklearwaffen öffentlich äußerten und sogar eine Reihe von Friedensinitiativen anstoßen konnten (siehe Bartosch u.a. 2016), den militärischen Entwicklungen entgegenwirken konnten sie letztlich nicht. Doch wir müssen gar nicht mit dem Finger auf andere wissenschaftliche Disziplinen zeigen. Auch die Politikwissenschaft ist nicht frei von Verstrickungen, wenn etwa die „herrschende Politik“ gezielt Forschungsergebnisse zum Verhältnis von „Frieden und Demokratie“ (Geis u.a. 2006) rhetorisch aufgreift oder feministische Position wie den Verweis auf die Unterdrückung bzw. die Rettung von Frauen für sich vereinnahmt (Nachtigall 2012) – und so für die Legitimation militärischer Gewalt instrumentalisiert. Problematisch ist jedoch nicht allein die strategische Indienstnahme wissenschaftlicher Einsichten durch Dritte. Bereits den Logiken der eigenen Wissensproduktion wohnen oft gewisse Formen der Gewalt inne (sprachlich, kulturell): Daher sollte immer mit auch mit bedacht werden, dass ein beträchtlicher Anteil unserer Begriffe,

---

<sup>1</sup> Der Text ist eine Fortentwicklung einer Fassung vom August 2006. Für die vielfältigen Inspirationen danke ich den Teilnehmer\*innen meiner Forschungskolloquien und Seminare der zurückliegenden Semester. Besondere Anerkennung haben sich Bettina Engels, Corinna Gayer und Ulrike Meyer verdient, die die erste Version kommentiert und ergänzt haben. Die aktuelle Fassung haben Gerdis Wischnath, David Niebauer und Fabian Namberger mit kritischen Kommentaren und wertvollen Hinweisen entscheidend bereichert.

<sup>2</sup> Die Verwendung des *Gender-Stars* verweist sowohl auf die soziale/politische Konstruktion von Geschlecht als auch auf die Existenz vielfältiger Geschlechtsidentitäten jenseits der Binarität „weiblich/männlich“.

Theorien und Methoden in eurozentrische und koloniale Wissensproduktionsformen verstrickt ist (Arndt/Ofuatey-Alazard 2011; Dhawan/Castro-Varela 2015). Geschichte, Herrschaftsverhältnisse wie auch die ambivalente Beziehung von Forschung zur Praxis konfrontieren uns folglich mit der Verantwortung für unser eigenes wissenschaftliches Tun. Das bedeutet dann ganz praktisch, dass wir bereits in frühen Phasen der Forschung reflektieren sollten, wie wir unsere Ideen umsetzen bzw. ob wir sie im Lichte einer verantwortungsbewussten Reflexion ihrer Folgen überhaupt weiterführen sollten.

Und dennoch: gerade **Ideenvielfalt** – und in diesem Sinne auch Theorien- und Methodenvielfalt – ist das Lebenselixier für eine offene, (selbst-)reflexive und kritische Wissenschaft. „Einförmigkeit“ dagegen lähmt nicht nur das kritische Potenzial, wie der Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabend zu Recht bemerkt hat, sie „gefährdet auch die freie Entwicklung des Individuums“ (1986: 39). Da dies weder meine<sup>3</sup> Absicht ist noch das Ziel der Wissenschaft sein kann, sollen die folgenden Zeilen dazu anregen, eigene Ideen zu formulieren und diese wissenschaftlich umzusetzen. Der Untertitel „K/Ein Forschungsprogramm“ ist somit doppelt programmatisch: Mein Anspruch ist es nicht, einen verbindlichen Forschungsplan anzubieten. Ausgehend von einer **pluralistischen Grundposition**, soll der Text vielmehr einen ergänzenden Beitrag dazu leisten, in der individuell konkreten Forschungspraxis – sei es eine Hausarbeit oder eine Abschlussarbeit – sowohl methodologische als auch formale Aspekte des wissenschaftlichen Arbeitens zu reflektieren. Viele Pfade, die dabei mit diesem Text beschritten werden, wirken möglicherweise auf den ersten Blick zu breit, zu schmal oder ohne klares Ziel. Dass wir sie dennoch beschreiten wollen, liegt aber ausdrücklich *nicht* daran, dass ich abschrecken will. Es soll vielmehr verdeutlicht werden, wie theoretisch facettenreich und methodisch vielfältig, aber eben mitunter auch beschwerlich und widersprüchlich, die Wege wissenschaftlicher Erkenntnis sind. Und gerade deswegen: Ein von Paul Feyerabend empfohlener „heiterer Anarchismus“ hilft hier weitaus mehr als ein düsterer Dogmatismus, der „Objektivität“ und „Wahrheit“ verspricht, wo wir mit komplexen, widersprüchlichen und/oder unvorhergesehenen Entwicklungen konfrontiert sind.

Auf dem Weg von der ersten Idee bis zur vollendeten Forschungsarbeit gibt es daher trotz aller „Heiterkeit“ viele **Hürden** zu überwinden. Da wären neben der Themenfindung, die Vielzahl möglicher Wege, ein Thema zu bearbeiten. Schon die Auswahl des theoretischen

<sup>3</sup> Während die „ich“-Form hier stets für die Person des Verfassers des Textes steht, verweist das „ihr“ auf die potenziellen Leser\*innen und Adressat\*innen. Wem diese „vertrauliche Form“ der Anrede befreindlich oder unangemessen erscheinen sollte, die\*der verzeihe mir das Stilmittel und der\*dem sei versichert, dass damit keine Unhöflichkeit verbunden ist, sondern lediglich eine bewusste Reduzierung von Hierarchie im wissenschaftlichen Diskursraum. Gleichzeitig will ich damit verdeutlichen, dass wissenschaftliche Texte von Individuen verfasst werden und dass dies auch deutlich gemacht werden kann.

Rahmens, die Akzentuierung der Problemstellung und Formulierung der Fragestellung werden dabei zu einer je spezifischen Art von Forschungsplan führen und verschiedene Aspekte des Untersuchungsgegenstandes in den Vorder- bzw. Hintergrund rücken lassen. Wenn sich viele eingeschlagene Pfade doch als (scheinbare) Sackgassen oder Irrgärten erweisen sollten, dann muss das nicht daran liegen, dass diese Wege *falsch* waren. Es kann auch einfach ein Zeichen dafür sein, dass theoretische Kontroversen oder empirische Kenntnisse zu diesem Zeitpunkt des wissenschaftlichen Arbeitens dem Vorhaben noch enge Grenzen setzen. Wobei der Forschungsprozess von der ersten Idee zur Forschungsarbeit dennoch stets auch so verstanden werden sollte, die erkennbaren Grenzen zu verschieben und die theoretischen oder methodischen Hürden zu überwinden. Je klarer dabei die eigenen Überlegungen systematisiert und plausibilisiert werden, desto besser lassen sich die Widrigkeiten einschätzen.

Begünstigende Bedingungen für die erfolgreiche Umsetzung der eigenen Forschungsarbeit dürften Begeisterung, Motivation und inhaltliche Kompetenzen sein. Doch so wichtig gerade auch Enthusiasmus und Idealismus sind, sie sollten im **Forschungsprozess** nicht blind machen für eine kritische Reflexion des Gegenstandes und die Plausibilität des eigenen theoretischen und methodischen Vorgehens. Genauso ist Vorsicht geboten vor Themenkonjunkturen: Ein in der Wissenschaft gerade kontrovers diskutiertes Problem mag zwar vordergründig attraktiv erscheinen, kann sich aber später als schwer zu „knackende Nuss“ herausstellen, wenn die Literaturlage schier unübersichtlich wird. Die „Kunst“ besteht darin, eine sinnvolle Abstimmung zwischen den eigenen Interessen (der Problem- und Fragestellung) und den Rahmenbedingungen wissenschaftlichen Arbeitens (u.a. Zeitplan, Reichweite der Argumentation und Datenlage) herzustellen. Dies sollte durchaus in dem Bewusstsein geschehen, dass Wissenschaft immer mit *Kämpfen um Deutungshoheit* verbunden ist, an denen wir selbst teilhaben und innerhalb derer wir durch *eigene (Be-)Deutungsangebote* wissenschaftliche und/oder gesellschaftliche Transformationen oder Irritationen anstoßen können.<sup>4</sup>

Entsprechend wichtig ist es, den Stein überhaupt erst einmal ins Rollen zu bringen und die Forschungsarbeit als kontinuierlichen **Lernprozess** zu verstehen. Deshalb: Lasst euch auf das Thema ein, folgt eurer Intuition und seid kreativ! Die Forschung lebt nicht zuletzt von Kontroversen und euren eigenen Überlegungen. Dazu gehören dann aber auch die Fähigkeit, mit Rückschlägen produktiv umzugehen, und die Bereitschaft, lieb gewonnene Fragestellungen, Forschungsziele und Gliederungen notfalls zu modifizieren oder ganz über Bord zu werfen.

---

<sup>4</sup> Innerhalb eines solchen Forschungsverständnisses geht es dann letztlich auch nicht darum, wissenschaftliche Gewissheiten zu entfalten, um gesellschaftliche Verhältnisse im Sinne „empirischer Gesetzmäßigkeiten“ zu erklären, sondern vielmehr darum, wissenschaftliche und gesellschaftliche Transformationsprozesse anzustoßen und Momente der Irritation zu erzeugen (vgl. Ploder 2013).

Eine wichtige Eigenheit des wissenschaftlichen Arbeitens besteht gerade darin, dass die Erkenntnisse nicht schon zu Beginn feststehen, sondern dass „Wissen“ im Forschungsprozess entwickelt und beständig reflektiert wird. Und: prinzipiell müssen natürlich Ideen und Arbeiten auch „scheitern“ können. Wenn die Forschung nicht das erwartete bzw. vermutete Ergebnis bringt, ist die Arbeit jedoch keineswegs missglückt. Vielmehr haben wir aus der Welt möglicher Erklärungen und Forschungsstrategien eine oder mehrere Variante/n ausgeschlossen – und im Erlernen von Methoden und Techniken wissenschaftlichen Arbeitens einige weitere Pfade beschritten, Hürden kennengelernt und wichtige Erfahrungen gesammelt.

Mit diesen Vorüberlegungen im Gepäck zielen die folgenden Abschnitte und Zeilen darauf, Pfade und Widrigkeiten des Forschens (neu) zu entdecken und sich selbst – vielleicht sogar in kritischer Abgrenzung von meinen eigenen Angeboten – ein eigenes *Forschungsprogramm* zu entwerfen, welches das wissenschaftliche Arbeiten erleichtert und hoffentlich auch bereichert. Dazu werden vielfältige erkenntnistheoretische **Ausgangspunkte** gewählt und vorgestellt, die sicherlich alles andere als Vollständigkeit beanspruchen können. Sie sollen aber zumindest andeuten, wie vielfältig und verschlungen die Pfade politikwissenschaftlicher Erkenntnis sind.

Zur besseren Illustration einzelner fachspezifischer Problemstellungen und den Möglichkeiten ihrer Umsetzung werde ich an verschiedenen Wegpunkten **Beispiele** aus der *Kritischen Migrationsforschung* aufgreifen (u.a. Georgi 2013; Hess et al. 2016) und mit Überlegungen der *Friedens- und Konfliktforschung* verbinden. Der Themenkomplex um *Migration und Gewalt* eignet sich meines Erachtens nicht nur aufgrund der unmittelbaren gesellschaftspolitischen Relevanz, sondern auch, weil damit besondere forschungsstrategische Herausforderungen sichtbar gemacht werden können: analytische *und* normative (ethische) Perspektiven, fachspezifische Debatten *und* transdisziplinäre Diskussionen sowie methodologische, theoretische *und* methodische Anforderungen.

Dies alles wird begleitet von zahlreichen **Anregungen**: diese reichen von rein technischen und formalen Aspekten des wissenschaftlichen Arbeitens (u.a. Recherchestrategien, Zitationsweisen) über stärker prozessuale Schritte („Merkzettel“ für das eigene Forschen) bis hin zur Verknüpfung erkenntnistheoretischer Grundpositionen mit methodischen Vorgehensweisen (qualitative und quantitative Forschungsmethoden). Verwoben wird dies immer wieder mit Reflexionen zu unserer **Verantwortung** als Forscher\*innen: Mit der Anfertigung einer wissenschaftlichen Arbeit wird eben nicht nur individuelles Wissen hervorgebracht, um dafür eine „Note“ im Studium zu erhalten oder um einen Artikel in einer renommierten Zeitschrift unterbringen zu können. Wissensproduktion ist immer schon in gesellschaftliche und wissen-

schaftliche „Kontexte“ eingebettet und wirkt auf diese – und als Politikwissenschaftler\*innen wissen wir ohnehin, dass diese „Kontexte“ immer schon als Herrschafts- und Machtverhältnisse zu deuten sind, in die wir selbst auf unterschiedlichste Weisen verstrickt sind.

## 2. Von der Idee zum Exposé

Um eine möglichst genaue Übersicht über die Art, Entfernung und Fallhöhe der Hindernisse zu bekommen, brauchen wissenschaftliche Arbeiten eine gute Orientierung im Sinne eines umsetzbaren und nachvollziehbaren **Forschungsplans**. Ich kann und will mit diesem Text zwar keine letzten Gewissheiten anbieten, wohl aber einige wichtige Orientierungspunkte sichtbar machen, mit deren Hilfe das eigene Vorhaben an Systematik und Plausibilität gewinnt. Ein wichtiger Schritt auf diesem Wege ist die nachvollziehbare Entfaltung des Forschungsablaufs in Form eines **Exposés** bzw. eines **Forschungsdesigns**.<sup>5</sup> Formal und forschungsstrategisch ist ein Exposé/Forschungsdesign ein modellhafter Entwurf und zentraler Zwischenschritt im Forschungsprozess, der die Problem- und Fragestellung sowie die Ziele der Arbeit festlegt, über das theoretische und methodische Vorgehen reflektiert und die einzelnen Arbeitsschritte aufeinander abstimmt, um so letztlich sowohl Klarheit über eine sinnvolle innere Struktur zu schaffen – und damit eigene Sicherheit zu gewinnen – als auch eine Grundlage für kritisches *Feedback* schaffen (vgl. Alemann 2001).

So konstitutiv das analytische Durchdringen der gewählten Thematik und das Verfassen eines Exposés dann im Forschungsprozess sind, so wichtig ist jedoch auch, dass sich Forsther\*innen nicht in schier unendlichen „Exposé-Schleifen“ verlieren (im Sinne eines fortlaufenden „Perfektionierens“ eines Forschungsdesigns), sondern baldmöglichst im Lichte eigener **Reflexion** oder von Kommentaren durch Dritte (Kommiliton\*innen, Dozierende) in den Forschungs- und Schreibprozess der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit eintauchen. Entsprechend sollten die Beratungs- und Betreuungsangebote der Lehrenden genutzt werden: Wissenschaft ist immer auch ein Ideenaustausch und Interaktionsprozess – und kein „Dämmern“ in den eigenen vier Wänden oder isoliertes Klettern an einer alpinen Steilwand (was nicht ausschließt, sich zumindest phasenweise auch einmal unter einem Berg an Literatur einzugraben). Das Exposé ist dabei nur die professionelle und verschriftlichte Form dessen, was ohnehin gemacht werden muss: das Thema reflektieren und kommunizieren! Dazu bietet es

---

<sup>5</sup> Ich verwende die Begriffe Exposé und Forschungsdesign in diesem Text synonym. Die in der Lehrpraxis auch verwendeten Begriffe der „Ideenskizze“ oder „Forschungsskizze“ verweisen dagegen auf eine „Vorstufe“ zum eigentlichen Exposé, mit deren Hilfe erste (alternative) Ideen zu Problem- und Fragestellungen festgehalten und in Bezug zu theoretischen und methodischen Umsetzungsmöglichkeiten gesetzt werden.

sich an, Fragestellung/en und Lösungsansätze im fachfremden Bekannten- und Verwandtenkreis zur Sprache zu bringen und sich der Kritik anderer auszusetzen. Die eigenen Ideen zu verteidigen, ist selbst ein hervorragendes Instrument, um zu prüfen, wie gut die Fragestellung, Ansätze und Vorgehensweisen durchdacht sind und wie „wasserdicht“ die Argumentation ist. Im Folgenden werden die wesentlichen Eckpunkte des Exposés noch einmal genauer ausgeführt.

#### *Eckpunkte eines Exposés*

- Problemstellung / Erkenntnisinteresse / Relevanz des gewählten Themas
- Stand der Forschung
- Fragestellung
- theoretisches / methodisches Vorgehen und Materialzugang
- Arbeits- und Zeitplan
- vorläufiges Gliederungsverzeichnis
- vorläufiges Literaturverzeichnis

Weitere wichtige inhaltliche Eckpunkte sind in dieser Phase darüber hinaus *erstens* die **Reflexion**, wie sich die eigene Idee/Thematik innerhalb der Politikwissenschaft verorten lässt (auch im Verhältnis und in Abgrenzung zu anderen wissenschaftlichen Forschungsgebieten). Entsprechend ist immer auch zu begründen, was die eigene Problem- und Fragestellung mit der Politikwissenschaft zu tun hat und welche spezifischeren Debatten adressiert werden. *Zweitens* sollte diese Phase davon geprägt sein, die wissenschaftlichen Beiträge bzw. themenspezifischen Artikel zu **recherchieren** – und zwar nicht allein über Online-Recherchen, sondern auch in den Bücher- und Zeitschriftenbeständen von Bibliotheken: Wer sein Glück allein *online* sucht, wird viele relevante und interessante wissenschaftliche Texte nie zu Gesicht bekommen; umgekehrt gilt jedoch auch, dass viele, oft nur digital verfügbare Texte und *Working Papers* (z.B. auf den Webseiten politischer Stiftungen oder von spezielleren Forschungseinrichtungen) erst durch gezielte *online*-Recherchen entdeckt werden. Das bedeutet *drittens*, sich möglichst frühzeitig einen guten **Überblick** sowohl über die fach- und themenspezifische Zeitschriften als auch über die Forschungslandschaft jenseits universitärer Arbeitsbereiche zu verschaffen. Wer beispielsweise zur Analyse von Konflikt- und Migrationsprozessen eine explizit feministische und genderanalytische Perspektive einnimmt, dabei aber die Diskussio-

nen in der Zeitschrift „Femina Politica“ nicht zur Kenntnis nimmt und reflektiert, wird schnell am aktuellen Forschungsstand „vorbei“ schreiben.

## 2.1 Problemstellung / Erkenntnisinteresse / Relevanz des gewählten Themas

Die Entwicklung und Formulierung der **Problemstellung** steht am Anfang wissenschaftlichen Arbeitens. Problemstellungen reflektieren das Wundern, Zweifeln oder Rätseln über Widersprüche des Politischen und/oder wissenschaftlicher Deutungen. Sie sind das Lebenselixier der Wissenschaft, reflektieren den Ideeanstoß zur Forschung und legen fest, zu welchen Forschungsproblemen in welchem Teilbereich der Politikwissenschaft thematisch geforscht und welchen theoretischen und methodischen Zugängen gefolgt werden soll. Folgerichtig besteht der erste Schritt des „Wissensschaffens“ darin, zu umreißen, worin zum einen die Ausgangspunkte und der Erklärungsbedarf des Einzelphänomens liegen und wie weit zum anderen die Ausläufer des Problems reichen.

Bereits mit diesem Schritt erfolgt eine erste Abgrenzung und Vorstrukturierung des Forschungsgegenstandes, die Hinweise auf die **wissenschaftliche und politische Relevanz** des Themas bieten. Reflektiert werden sollte bereits zu diesem frühen Zeitpunkt auch die eigene wissenschaftstheoretische bzw. methodologische Position<sup>6</sup>, innerhalb derer Vorentscheidungen getroffen werden bzw. die zu gewissen Pfadabhängigkeiten hinsichtlich des Weiteren theoretischen und methodischen Vorgehens führen. Dazu ein simples Beispiel: Wer eine Problemstellung zu den gewaltvollen Dynamiken der Migration innerhalb Europas nur im Lichte des „methodologischen Nationalismus“ analysiert und dabei den territorial gebundenen Nationalstaat als zentralen Akteur verabsolutiert, wird schwerlich jene transnationalen Prozesse und Diskurse durchdringen, die unterhalb oder jenseits dieser Grenzziehungen verlaufen und/oder Migrant\*innen als eigenständige, handlungsmächtige Subjekte verstehen.<sup>7</sup> Während dann im ersten Falle eher ein rein analytisches **Erkenntnisinteresse** im Vordergrund stehen dürfte (verstehen/erklären von vermuteten kausalen Zusammenhängen), verweist die zweite Problemstellung auf ein stärker normatives Erkenntnisinteresse, mit dessen Hilfe als proble-

<sup>6</sup> Während mit dem Begriff der „Wissenschaftstheorie“ innerhalb von Philosophie und Sozialwissenschaften meist auf die Voraussetzungen, Logiken und Formen des Erkenntnisgewinns verwiesen wird, steht „Methodologie“ für jene wissenschaftlichen Grundhaltungen, die die Regeln und Methoden des wissenschaftlichen Arbeitens festlegen. Somit ist auch klar, dass es hier keine klare begriffliche Trennlinie gibt, da wissenschaftstheoretische Vorentscheidungen über die möglichen Wege des Erkenntniszugangs immer auch methodische Implikationen haben.

<sup>7</sup> „Methodologischer Nationalismus“ verweist auf eine wissenschaftliche Grundposition, die Nationalstaaten als abgrenzbare, unabhängige und relativ homogene Einheiten versteht, die quasi die Quintessenz des Politischen (und des Forschens darüber) konstituieren. Siehe zu den Fallstricken des „methodologischen Nationalismus“ grundlegend Wimmer/Glick-Schiller (2002). Einen Überblick zu den hier im Text diskutierten theoretischen und methodischen Herausforderungen der Migrationsforschung bieten Hess et al. (2016) sowie die Transit Migration Forschungsgruppe (2007).

matisch identifizierte politische Entwicklungen und/oder (inner-)wissenschaftliche Diskurse analytisch offengelegt und im Lichte von Normativität gedeutet werden sollen. Und genau die Offenlegung der eigenen theoretischen Position sollte mit der Formulierung der Problemstellung bzw. der Formulierung der Erkenntnisinteressen auch sichtbar werden – wie wir bestimmte Phänomene definieren (u.a. Konflikt, Gewalt, Macht, Gerechtigkeit) und ‚Welt‘ verstehen, ist eben immer abhängig von unserer wissenschaftstheoretischen Position bzw. unserem Wissenschaftsverständnis.

### 2.1.1 Mehr als ein Exkurs: wissenschaftstheoretische Grundpositionen

Weil **Wissenschaftsverständnisse**, Problemstellungen und Analyseformen eng verknüpft sind, ist es wichtig, die wesentlichen Argumente zu kennen und eigene Position/en zu beziehen – ohne sich dabei freilich von den theoretischen „Un-Tiefen“ dieser Debatten abschrecken zu lassen oder sich darin zu verlieren. Wer die theoretischen Positionen kennt und darin selbstbewusst zu navigieren weiß, wird nicht nur damit belohnt, die eigene Position innerhalb des Studiums und wissenschaftlichen Arbeitens klarer und transparenter vertreten zu können (gegenüber sich selbst wie auch gegenüber Dritten). Das Gleichnis vom eigenen, bescheidenen wissenschaftlichen Dasein, das wir nur auf den „Schultern von Riesen“ fristen und dadurch etwas weiter sehen können (Merton 1980), erscheint plötzlich in einem völlig anderen Licht: Einerseits haben die vermeintlichen „Riesen“ auch nur „mit Wasser gekocht“ (sprich: in ihrer jeweiligen historischen Epoche wissenschaftlich reflektierend Phänomene analysiert und Texte mit eigenen Interpretationen produziert). Das können wir doch auch! Andererseits erscheinen viele „Giganten“ bei genauerem Hinsehen gar nicht mehr so großartig, wenn wir aus heutiger Perspektive ein kritisches Licht auf ihre teilweise diskriminierenden, genderblinden und herrschaftslegitimierenden Theorien werfen. Das können wir sogar (etwas) besser – aber eben nicht abschließend gut, weil wir halt auch nur „Kinder unserer Zeit“ sind und Wissen/Erkenntnis stets umkämpft wie auch begrenzt sein wird (oder aber irgendwann so umfangreich wird, dass es kaum noch systematisch verbunden, geschweige denn verstanden werden kann). Daher: das Studium und jede wissenschaftliche Arbeit sollten immer auch genutzt werden, um die eigene (erkenntnis)theoretischen **Grundpositionen** weiterzuentwickeln bzw. zu akzentuieren.

Es macht bereits einen Unterschied, ob wir davon ausgehen, dass Forschung immer auch normativ orientiert ist und auf Basis subjektiver Positionen „Welt/en“ interpretiert oder ob behauptet wird, dass in der Politikwissenschaft (ähnlich wie in den Naturwissenschaften)

wertfreie, objektive und kausale Schlüsse gezogen werden können. Letztere Überlegungen bestimmen vor allem die **empirisch-analytische Position**, innerhalb derer Politikergebnisse wie Kriege oder Migration empirisch „messbar“ gemacht werden und die so gewonnenen Ereignis- oder Aggregatdaten mit Hilfe von Vergleichsstudien oder quantitativen Methoden (bi- und multivariate Analysen) zu kausalen Erklärungen führen sollen. Aus diesem Grund wird in diesem Fall auch von „erklärenden“ Ansätzen gesprochen, die sich akteurs- oder strukturzentriert dafür interessieren, „kausale“ Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge aufzuspüren und diese in generalisierbare Aussagen zu überführen (u.a. Rational Choice, Wahlforschung, Veto-Player-Ansätze, Institutionen- und Demokratieforschung).

Demgegenüber vertreten **normativ-ontologische Forscher\*innen** einen eher „interpretativen“ und wertbezogenen Zugang zur Politikwissenschaft, der freilich *empirische* Analysen nicht ausschließt, diese jedoch stärker an *normative* Ausgangspositionen sowie an andere methodische Bedingungen geknüpft sieht.<sup>8</sup> Im Kontext von Migrationsforschung bedeutet die explizite *Wert*bezogenheit, dass bestimmte Formen der Migrations- und Grenzkontrolle ordnungspolitisch, rechtlich und/oder humanitär immer schon problematisch, ja sogar menschenunwürdig sind. Angesichts seiner Erkenntnisinteressen an den Bedingungen „guter Ordnung“ und den gesellschaftlichen Folgen gewaltförmiger Transformationen von Herrschaft lassen sich Facetten normativ-ontologischer Orientierungen vor allem in den Teildisziplinen der „Ideengeschichte“ und „Politischen Theorie“ thematisieren und diskutieren (u.a. hermeneutische und ideengeschichtliche Analysen, Demokratie- und Totalitarismusforschung).

Mit der **konstruktivistischen Forschungsrichtung** werden epistemologische wie ontologische Perspektiverweiterungen möglich, die wiederum andere Problemstellungen sichtbar werden lassen und andere Fragestellungen provozieren: Wenn entlang konstruktivistischer Ansätze<sup>9</sup> davon ausgegangen wird, dass „Wissen“ (wie auch „Welt“) *diskursiv* hergestellt wird und dass Identitäten konstruiert werden und wandelbar sind (u.a. in der Friedens- und Konfliktforschung, Genderanalysen), dann stellt sich zunächst die übergreifende erkenntnis-

<sup>8</sup> Entsprechend würden an Normativität orientierte Wissenschaftler\*innen auch nicht auf die Idee kommen, Politikwissenschaft lediglich auf eine *empirisch-analytische* Dimension zu reduzieren und sich dabei gar mit Astronom\*innen vergleichen, die *empirische Gesetzmäßigkeiten* von Himmelskörpern beforschen – wie dies in der Einführung in „Politikwissenschaftliche Arbeitstechniken“ von Stykow et al. (2010: 16-17) zu lesen ist. Wer sich der Vielfalt verpflichtet sieht, findet schnell die Künstler, Vagabunden und Narren, die dem Aufstellen von Regeln einer „objektiven Argumentation“ zutiefst misstrauen und „moralische Appelle“ nicht diskreditieren (Stykow et al. 2010: 17), sondern als Teil einer gesellschaftlich verantwortungsbewussten Politikwissenschaft verstehen.

<sup>9</sup> Der Plural „Ansätze“ soll noch einmal ausdrücklich unterstreichen, dass es innerhalb der jeweiligen Grundpositionen diverse theoretische Facetten gibt, die jeweils auch herausgearbeitet und konkret benannt werden sollten. Mit anderen Worten: Wenn ich in einer Einleitung formulieren würde, „ich verfolge in dieser Analyse *einen* konstruktivistischen Ansatz“, wäre dies eine wenig zielführende Verkürzung, die der Diversität einzelner Forscher\*innen und ihrer Positionen nicht gerecht werden würde.

theoretische Frage, wie theoretisches und empirisches Wissen über die „Wirklichkeit“ hervorgebracht wird und wie sich „Welt“ infolge derartiger Prozesse verändert (vgl. Yildiz 2015). Stärker gegenstandsbezogen – entlang der hier beispielhaft diskutierten Dynamiken von Migration – wäre dann beispielsweise zu fragen und zu untersuchen, wie „Migration“ und „Flucht“ sprachlich konstruiert werden und welche Funktionen identitätsbezogene Zuschreibungen gegenüber Migrant\*innen für die Konstruktion von Sicherheitsbedrohungen und Politiken der Migrationskontrolle haben.

Vertreter\*innen der **historisch-dialektischen Richtung** (u.a. Weltsystemanalyse, Kapitalismus- und Staatskritik) teilen viele *konstruktivistische* Positionen (vor allem die historische Wirkungsmächtigkeit der wechselseitigen Bedingtheit von Akteur\*innen und Strukturen bzw. Herrschaft), theoretisieren und untersuchen aber darüber hinaus – in ideologie- und gesellschaftskritischer Absicht – die macht- und gewaltvollen Verwerfungen bürgerlicher und kapitalistischer Vergesellschaftung und die damit verbundenen Verstrickungen des europäischen Staatsmodells. In der Forschung zu den verräumlichten Logiken der Grenzschließungen europäischer Migrationspolitiken infolge des „langen Sommers der Migration“ (siehe Hess et al. 2016) würde dies bedeuten, eben auch die historischen Bedingungen des Kolonialismus in den Blick zu nehmen, weil damit die „strukturellen Grundlagen des gegenwärtigen internationalen Systems auf Dauer herausgebildet wurden“ und „eine minimale Kenntnis des Kolonialismus unerlässliche Voraussetzung zum Verständnis der Gegenwart ist“ (Krippendorff 1986: 102).

Gemeinsam bilden konstruktivistische und historisch-dialektische Forschungstraditionen quasi die Ausgangspunkte und Fundamente einer **postkolonialen Politikwissenschaft**.<sup>10</sup> Wenn Vertreter\*innen postkolonialer Ansätze dann auf *kritische Interventionen* in bestehende Wissensproduktionsformen (u.a. Eurozentrismus, methodologischer Nationalismus) abzielen und neue *Sagbarkeitsfelder* einfordern (u.a. Castro Varela/Dhawan 2015; Ziai 2016), dann ist dies nicht nur gleichbedeutend mit einer systematischen Kritik an den Methodologien und Methoden der *empirisch-analytischen* Forschung, sondern impliziert auch eine notwendige kritische Auseinandersetzung mit der europäischen „Ideengeschichte“ und „Politischen Theorie“, deren Vertreter\*innen und Texte teilweise selbst in die Produktion und Aufrechterhaltung kolonialer

---

<sup>10</sup> Mit dem oben angeführten Hinweis zur Bedeutung der Historizität des Kolonialismus und seiner Gewaltksamkeiten (Krippendorff 1986), sollte deutlich werden, dass *postkoloniale* Theorien der Politikwissenschaft durchaus auch in der Tradition *historisch-dialektischer* Perspektiven stehen. Wenngleich aus postkolonialer Perspektive zugleich Krippendorffs teils unreflektierter Umgang mit sprachlichen Zuschreibungen nicht verschwiegen werden soll: So spricht Krippendorff an anderer Stelle mitunter vom Subkontinent „Schwarzafrika“ (1985: 150), von „Eingeborenen“ sowie von „primitiven oder wilden Gesellschaften“ (1985: 44ff.) – und rekuriert somit selbst auf kolonialistische Diskurs- und Machtformationen.

Wissenshierarchien verstrickt sind. Verwiesen sei hier beispielhaft auf Immanuel Kant, der sowohl in zahlreichen *empirisch-analytischen* Studien als auch in *normativ-ontologischen* angeleiteten Debatten mit seiner Schrift „Zum Ewigen Frieden“ als zentrale Referenz für die theoretische Begründung eines „demokratischen Friedens“ und kosmopolitischen Weltbürger\*innenrechts angeführt wird (z.B. Schmidt 2017). Was dabei jedoch meist unerwähnt bleibt, sind Kants koloniale Verstrickungen innerhalb seiner „rassentheoretischen“ Überlegungen (siehe u.a. Biskamp 2017) sowie sein sexistisches Denken, das Frauen den Gebrauch der „Vernunft“ abspreche (Dhawan 2016). Wer sich daher mit Kants Philosophie des „kategorischen Imperativs“ und seiner Friedensschrift auseinandersetzt, sollte immer auch die „Schattenseiten“ seines Wirkens im Auge behalten und sich bewusst machen, dass vieles von dem, was wir heute rassismustheoretisch zu Recht kritisieren, im wahren Wortsinne auf den „Schultern“ dieses vermeintlichen „Giganten“ entstanden ist: seinem Kopf.<sup>11</sup>

Wie sich die jeweiligen Grundpositionen auf politikwissenschaftliche Konzepte auswirken, lässt sich **beispielhaft** am **Begriff des Staates** veranschaulichen: während empirisch-analytische Forscher\*innen den Staat als ein Gefüge von Institutionen zur Herstellung verbindlicher Entscheidungen konzeptualisieren und in funktionalistischer Perspektive nach den jeweiligen strukturellen Unterschieden und ihren Wirkungen fragt („Effektivität“), legt die normativ-ontologische Perspektive den Schwerpunkt auf die inhaltlichen Fragen, welche Bedingungen ein Staat als institutionalisierter Herrschaftsverband zur Einhegung der Gewalt („Legitimität“ des Gewaltmonopols) und zur Herstellung von Verteilungsgerechtigkeit („Allgemeinwohl“) erfüllen sollte. Aus Sicht sozial-konstruktivistischer Ansätze würde dann noch einmal expliziter auf den Staat als soziales und historisches Konstrukt und Produkt abgehoben werden, das von Staat und Gesellschaft hergestellt/reproduziert wird und mit bestimmten, kollektiv geteilten Ideen, Identitäten und Diskursen verwoben ist. Historisch-dialektische Perspektiven teilen den Fokus auf historisch wirkungsmächtige Wechselbeziehungen (vor allem die von Staat und Krieg), heben aber im Kontext **materialistischer Staatstheorien** noch einmal pointierter auf den Staat als hegemoniales *Feld* oder *Projekt* vielfältiger gesellschaftlicher und ökonomischer Widersprüche ab, der sich dabei als Resultat sozialer Kämpfe dynamisch transformiert (u.a. Zeiler 2009). Eine weitere Akzentuierung findet dies in **staatskritisch-feministischen** Ansätzen, die von der Prämisse ausgehen, dass der Staat selbst ein Geschlecht habe, das „Hauptquartier“ des Patriarchats repräsentiere (systemische Männlichkeit) und über

---

<sup>11</sup> Über die Konsequenzen des weiteren Umgangs mit Kant lässt sich trefflich streiten. Mit Biskamp (2017: 276) schlage ich jedoch vor, das Werk und Wirken Kants nicht komplett zu verbannen und zu leugnen, sondern die Licht- und Schattenseiten seiner Texte zu nutzen, um in kritischer Absicht auf die Verstrickungen kolonialer Wissensproduktion aufmerksam zu machen und um daraus Lehren für die Zukunft zu ziehen.

die Institution des Militärs die Konstruktion eines hierarchischen Geschlechterdualismus reproduziere (siehe u.a. Kreisky/Löffler 2009; Sauer 2009). Demnach wären hier **Staat, Militär** und **Geschlecht** als sich gegenseitig konstituierende Diskurse und soziale Praktiken unter materiellen Bedingungen zu denken („hegemoniale Männlichkeit“ in Staat und Militär), die diverse Formen der Gewalt hervorbringen und legitimieren (von direkter Gewalt über strukturelle Gewaltverhältnisse bis hin zu sprachlicher Gewalt). Während dabei **feministische Perspektiven** Angebote zur systematischen Analyse geschlechtlich konstruierter Gewaltstrukturen und zur (emanzipativen) Verschiebung von geschlechtlich kodierten Machtverhältnissen liefern, lassen sich mit Hilfe **intersektionaler Ansätze** darüber hinaus die vielfältigen Überschneidungen von Ungleichheits- und Gewaltstrukturen aufdecken, die aufgrund von Geschlecht, Klasse, Ethnizität/Nationalität oder Religion entstehen. Postkoloniale Theorien greifen diese Überlegungen und Probleme ebenfalls auf, reflektieren aber noch stärker das Konzept des Staates als Teil einer europäischen politischen Selbstrepräsentation und deren koloniale Verstrickungen. Entsprechend werden innerhalb dieser theoretischen Position **dekoloniale Forschungsstrategien** eingefordert, um damit zur Dekonstruktion binärer Kodierungen (europäisches Staatsideal vs. *failed states*) sowie zur Entschleierung der geschlechtlichen, patriarchalen und rassistischen Eigenschaften des „methodologischen Nationalismus“ beizutragen (vgl. Brunner 2017; Castro Varela/Dhawan 2015).

Wenn wir also dazu aufgefordert sind, ein wissenschaftstheoretisches bzw. methodologisches „Bewusstsein“ zu entwickeln, dann sollten wir die teils verschlungenen Pfade, teils **konkurrenzierenden Debatten** kennenlernen und eigene Wege kritischer Reflexion einschlagen. Dabei wäre es dann alles andere als ungewöhnlich, die eigene/n Position/en im Laufe des Studiums und der kritischen Auseinandersetzung mit den vermeintlichen „Giganten“ zu verschieben oder gar zu verwerfen. Viele Forscher\*innen, die einmal eine empirisch-analytische Position vertreten haben, haben sich heute auf die Seiten konstruktivistischer, historisch-dialektischer oder postkolonialer Forschungsperspektiven geschlagen. Problematisch sind daher auch nicht die methodologischen Grundhaltungen *per se*, sondern jene orthodoxen Einstellungen zur Wissenschaft (wie auch zur Politik), die zur Ideologie verkommen oder sich zu Instrumenten ungerechter Herrschaftssicherung missbrauchen lassen. Wesentlich humaner erscheint da ein **Verständnis von Methodologie**, „die unsere Erkenntnis nicht zu einer Zwangsjacke, sondern zu einer Hilfe für die freie Entwicklung aller Menschen macht“ (Feyerabend 1986: 19). Entsprechend müssten sich Methodologien weniger daran messen lassen, wie verbindlich sie Ordnungs- und Regelsysteme des Forschens aufstellen, sondern ob und inwieweit sie dazu beitragen, die Welt menschenwürdiger zu machen.

## 2.1.2 Problem(er)findungen

Ausgangspunkte der eigenen **Problemfindung** sind meist Verwunderungen über empirische und/oder theoretische Entwicklungen, an die sich dann bestimmte Strategien der Problemformulierung<sup>12</sup> anknüpfen, die durchaus mehrere der folgenden Unterpunkte gleichzeitig umfassen können:

- Zweifel an der Legitimität bestimmter politischer Entscheidungen oder an der gewaltvollen Verstrickung von Herrschaft und Wissenschaft selbst (*Kritik/Zweifel*)<sup>13</sup>
- Aufdeckung/Hinterfragung politischer Missstände (*Skandalisierung*)
- Infragestellung bzw. kritische Reflexion von vermeintlichen Selbstverständlichkeiten oder vergessenen Themen/Zusammenhängen (*Neugierde*)
- Identifikation von (scheinbar) „neuen“ oder bisher nicht beachteten empirischen Problemen sowie von theoretischen oder methodischen Forschungslücken (*Neuheiten*)
- irritierende empirische Beobachtungen, die sich mit theoretischem Wissen nicht erklären lassen und zur Modifikation oder (Neu-)Entwicklung von Theorien führen (*Rätsel*)
- Vergleich von Theorien anhand von konkreten empirischen Problemen zur Einschätzung ihrer Erklärungskraft und Reichweite (*Theorienkonkurrenz*)
- Aufdeckung von Lücken und strukturellen Defekten bestimmter Theorien sowie begrifflich-analytische Ansätze zur Revision (*Theoriendefekt*)
- Übertragung von theoretischen Ansätzen/Hypothesen auf andere/neue Forschungsbereiche (*Theorientransfer*)
- Kritik des ideologischen Missbrauchs von Theorien (*Theorienmissbrauch/Ideologiekritik*)

Die normative Grundposition von **Kritik** öffnet dabei nicht nur die Blicke für eine Vielzahl von gesellschaftlichen Missständen, sondern fordert zugleich auf, eigene Position/en zu beziehen und einzelne Dimensionen zu differenzieren (vgl. Ploder 2013): So lassen sich innerhalb von **Gesellschaftskritik** Problemstellungen identifizieren, die auf problematische gesell-

<sup>12</sup> Die skizzenhafte Auflistung reflektiert eine punktuelle Erweiterung des ausführlichen Überblickes von Gunther Hellmann 2004: Strategien der Problemformulierung, in: PolitikON – Politikwissenschaft online: Modul Theorien der Internationalen Beziehungen, Lehreinheit 3: Methoden der Internationalen Beziehungen, [www.politikon.org](http://www.politikon.org).

<sup>13</sup> Siehe dazu u.a. Johannes Agnoli: Während die „kritische Politikwissenschaft“ bislang (lediglich) dazu beigetragen habe, die Brüche im gesellschaftlichen System (zwischen Normen und „Wirklichkeit“) aufzudecken und die „Trennung vom Schein der Werte und dem Sein der Macht“ zu entlarven (Agnoli 1989: 16-17), müsse sie vielmehr auch beständige „Kritik der Politik“ sein – in dem Sinne, stets auch ihren „herrschaftssichernden Charakter“ zu hinterfragen (Agnoli 1989: 20) und das Ziel der Emanzipation nicht nur wissenschaftlich reflektierend, sondern praktisch handelnd zu verfolgen.

schaftliche und politische Rahmenbedingungen verweisen. **Ideologiekritik** wiederum zielt auf eine kritisch-reflexive Grundhaltung gegenüber dominanten Theorien, Methoden und Praxen der Forschung und verweist auf die Verantwortung gerade auch akademischer Wissensproduktion für die Situation der „Beforschten“. Das Problem der Re-Produktion vergeschlechtlicher, rassifizierender und kulturalisierender Zuschreibungen in der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis wiederum verweist auf die Notwendigkeit von **Forschungskritik**. Mit Hilfe von **Interdependenzkritik** schließlich lassen sich die Wechselwirkungen zwischen wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Forschungsdiskursen problematisieren und hinterfragen (u.a. *Theorienmissbrauch* durch die Politik, *epistemische Gewalt*<sup>14</sup> seitens der Wissenschaft). So wie die Kritikperspektiven dann einerseits Ausgangspunkte für die Entwicklung von Problemstellungen bieten können, zeigen sie andererseits an, dass kritische (Politik-)Wissenschaft eine eigene Positionierung in Bezug auf normativ wie theoretisch begründete Missstände und Fehlentwicklungen einfordert. In diesem Sinne bieten beispielsweise postkoloniale Ansätze eine Perspektive, die diskursiven Kontinuitäten von Kolonialismus und kolonialistische Ideologien (u.a. Eurozentrismus, *othering*-Prozesse) aufzuzeigen und in eine systematische Herrschaftskritik münden zu lassen, die zudem die eigene Sprecher\*innenposition reflektiert und bestrebt ist, Räume zu schaffen, in denen marginalisierte Individuen und Gruppen gehört werden (siehe grundlegend Castro Varela/Dhawan 2015; Ziai 2016).

Probleme können folglich auf verschiedene Weise gefunden und aus unterschiedlichen individuellen Motivationen heraus entdeckt werden. Zwar bieten sich dann für einzelne Strategien der Problemformulierung bestimmte Bearbeitungsformen an, eine finale Festlegung wird jedoch hier noch nicht getroffen. Diese erfolgt erst mit den Schritten drei und vier des Exposés bzw. später im Forschungsprozess, wenn auch der Forschungsstand hinreichend durchdrungen wurde. Dennoch sollte die Problemstellung bereits am Anfang des **Forschungsprozesses** möglichst klar umrissen werden; umgekehrt sollten aber auch keine unnötigen Hürden aufstürmt werden, die den kritischen Blick allzu sehr einengen. Die Aktualität von politischen Entwicklungen kann zwar die Motivation für ein Forschungsfeld steigern, birgt aber das doppelte Problem der Materialbeschaffung und der Anknüpfung an theoretische Debatten. Abzu-

---

<sup>14</sup> Mit dem Begriff der „epistemischen Gewalt“ wollen postkoloniale Theorieperspektiven sichtbar machen, dass Gewaltverhältnisse nicht allein in Bezug auf materielle Herrschaftsbedingungen (strukturelle, institutionelle, kulturelle Gewalt) und handlungsorientierte Konfliktbearbeitungsstrategien (direkte Gewalt) gedacht werden können, sondern dass Gewalt im *Wissen* selbst bzw. in den Formen und Hierarchien der *Wissensproduktion* angelegt ist (siehe dazu grundlegend Brunner 2016).

klären und zu reflektieren sind daher schon in dieser Phase die zeitlichen und inhaltlichen Anforderungen an die Problemstellung bzw. das gewählte Thema.

#### *Merkzettel*

- welche politische und/oder wissenschaftliche Relevanz hat meine Problemstellung?
- habe ich die Relevanz des Problems/Themas und meine Erkenntnisinteressen plausibel und nachvollziehbar begründet?
- erfolgt eine erste, sprachlich verständliche und nachvollziehbare Abgrenzung und (theoretische wie methodische) Ordnung des Gegenstandsbereiches?
- passen die Auswahl der Problemstellung und die individuellen Forschungsbedingungen zusammen?
- wie lässt sich bereits in diesem Stadium die inhaltliche und zeitliche Machbarkeit des Gegenstands einschätzen?

## **2.2 Stand der Forschung**

Wenn der Problembereich in einer ersten Annäherung abgesteckt ist, sollte im nächsten Schritt der **Stand der Forschung** im Sinne einer Sichtung und Analyse der relevanten Literatur systematisch erfasst und geordnet werden. Dies dient gleich mehreren Zielen: *erstens* der Einarbeitung und ersten Auseinandersetzung mit den politischen/wissenschaftlichen Problemen und Kontroversen, *zweitens* der Aufdeckung der zentralen theoretischen und methodischen Positionen im Forschungsfeld, *drittens* der Ordnung des Forschungsstands, *viertens* der Klärung des möglichen Arbeitsaufwands innerhalb der ausgewählten Problematik sowie *fünftens* der Identifikation von möglichen Forschungslücken. Wichtig ist, dass der Forschungsstand nicht nur additiv als Selbstzweck aufbereitet wird, sondern aus der gewählten Problemstellung den Weg hin zu den Forschungszielen und zur Präzisierung der Fragestellung/en leitet. Dazu bietet es sich an, die identifizierten Debatten nach Themen, Forschungsrichtungen oder Ergebnissen zu Clustern zusammenzufassen und im Sinne dieser Ordnung auch zu diskutieren (z.B. „innerhalb der Kritischen Migrationsforschung lassen sich drei/vier/fünf zentrale Debattenstränge identifizieren, die für meine Problemstellung relevant sind“).

Letztlich dient dieser Schritt dann nicht nur zur Klärung der Frage, welche Konzepte bislang von anderen Wissenschaftler\*innen benutzt wurden, um sich dem eigenen Forschungsgegen-

stand zu nähern, sondern er trägt auch zur kritischen Überprüfung theoretischer und/oder methodischer **Debatten** sowie zur Identifikation von relevanten **Lücken** in der Forschungslandschaft bei. Wer dabei an der Entwicklung/Formulierung von Hypothesen interessiert ist, kann überhaupt erst aufbauend auf dem bisherigen theoretischen und empirischen Forschungsstand sinnvolle Entscheidungen treffen. Und nebenbei bemerkt: Je intensiver ihr in den Forschungsstand eintaucht und je stärker die eigene Systematisierungsleistung ist, desto leichter wird es euch fallen, die eigene Fragestellung zu verfeinern, einzuordnen und – quasi als eigenen Beitrag zur Forschung – von bisherigen Studien und Erkenntnissen abzugrenzen. Ein weiterer Nebeneffekt besteht dann darin, dass das bereits erarbeitete, verschriftlichte Material im Verlauf der Ausarbeitung der/eurer wissenschaftlichen Arbeit weiter genutzt werden kann.

#### *Merkzettel*

- sind die relevanten Forschungsdebatten präzise erfasst und eingeordnet worden?
- habe ich mich mit der ausgewählten Literatur systematisch in den Untersuchungsgegenstand einarbeiten können?
- lassen sich Forschungslücken identifizieren, die für meine eigene Untersuchung relevant sind?

Dass dann je nach **Studienvorlauf** noch nicht alle theoretischen Debatten und empirischen Erkenntnisse bekannt sind und bis in den letzten Winkel durchdrungen werden können, sollte aus Sicht der Betreuer\*innen als Selbstverständlichkeit anerkannt sein und auch entsprechend kommuniziert werden. „Wissenschaft machen“ ist stets auch produktiver Prozess. Mit zunehmender Semesterzahl sollten daher Wissen und Verständnis über existierende Forschungsergebnisse ansteigen. Und dennoch: Da auch viele Forscher\*innen ständig „Wissenschaft machen“, bleibt Wissenschaft ein stets lebendiger, offener Diskursraum, dessen Richtungen und Verästelungen selbst für „Expert\*innen“ oft nur schwer zu verfolgen sind. Wenn ihr daher mit aktuelleren Ansätzen oder eigenen Überlegungen auf Zweifel oder gar Unverständnis bei euren Betreuer\*innen stoßen solltet, kann dies schlicht auch an deren thematischer Unwissenheit liegen – was dann zwar zusätzliche Überzeugungskraft erfordert (z.B. indem zusammen mit dem Exposé einige zentrale Begleittexte eingereicht werden, die für das Verständnis der Problemstellung besonders relevant sind), aber letztlich kein unüberwindbares Hindernis darstellen sollte. Wer mit Hilfe eines Exposés in systematisierender, plausibilisierender und nachvollziehbarer Art und Weise argumentiert, dürfte auch und gerade in wissenschaftlichen Diskursen an Überzeugungskraft gewinnen.



## 2.3 Fragestellung/en

Die Entwicklung und Präzisierung der eigenen **Fragestellung/en** ist eine zentrale Weggabeung und das eigentliche Herzstück jeder wissenschaftlichen Arbeit – und gleichzeitig mit den größten Mühen einer präzisierenden Formulierung verbunden. Sie weist den eigentlichen theoretischen und methodischen Weg der Forschungsarbeit und zwingt zur Festlegung auf essentielle Konzepte, Begriffe und Annahmen – dabei sollten (Vor-)Annahmen bzw. Axiome nicht mit **Hypothesen**<sup>15</sup> verwechselt werden. Weil zu breit angelegte Fragestellungen innerhalb empirisch-analytischer Forschung oft zu unklaren Kausalmechanismen führen und häufig eher beliebige, theoretisch wolkige Ergebnisse produzieren, ist eine klare Ab- bzw. Eingrenzung und eindeutige, nachvollziehbare Formulierung der Fragestellung/en ein wesentlicher Schritt im Forschungsprozess (vgl. u.a. Geddes 2003). Sinnvoll kann es dabei sein, große Fragen (z.B. warum kommt es zu Kriegen? welcher Zusammenhang besteht zwischen der Dauer von Kriegen und den Dynamiken der Migration?) in **Teilfragen** zu zerlegen. Dies sollte aber wiederum nicht dazu führen, der zentralen Fragestellung eine Ansammlung von „Kettenfragen“ folgen zu lassen. Das Zerlegen in Teilfragen dient der systematisierenden Eingrenzung der Reichweite der Fragestellung, nicht dem Aufmachen immer weiterer „neuer Fässer“.

Das Spektrum der **W-Fragen** bietet dabei von beschreibenden Aspekten (*wer, was, wann, wo?*) über prozessorientierte und verstehende Perspektiven (*wie, inwieweit?*) bis hin zu erklärenden Elementen (*warum?*) verschiedene Hilfen und Wege, um das selbst definierte Ziel zu erreichen. Aus meiner eigener Erfahrung hat es sich dabei als hilfreich erwiesen, im Rahmen der Fragestellung zwischen den eher *deskriptiven* Bestandteilen und eigentlich analytischen Interessen der Problemstellung zu unterscheiden: Wer etwa im Kontext von Migrationspolitiken danach fragt, welche (nicht-)staatlichen Akteur\*innen auf welchen Ebenen und zu welchen Zeitpunkten welche Politikentscheidungen getroffen und umgesetzt haben, bewegt sich noch im deskriptiven Bereich. Erst mit dem Verweis auf die Problematik, welche Funktionen dies mit Bezug auf Herrschaftskonflikte und hegemoniale Aushandlungskämpfe hat oder welche gewaltvollen Konsequenzen sich daraus für Migrant\*innen innerhalb variierender Raumkonstellationen ergeben, gewinnt die Fragestellung an analytischem Gehalt. Weitere Strategien können dabei die Entwicklung von (Arbeits-)**Hypothesen** über vermutete (kausale) Zusammenhänge sowie die Klärung von *notwendigen* Bedingungen und *hinreichenden* Bedin-

---

<sup>15</sup> Jede Arbeit hat eine (oder mehrere) Fragestellungen, aber nicht jede Forschungsarbeit braucht Hypothesen. Hypothesen sind theoretisch abgeleitete Vermutungen bzw. Behauptungen über die Beziehung zwischen Variablen („je... desto“, „wenn... dann“).

gungen sein. Fragestellungen können dann selbstverständlich im Forschungsprozess modifiziert werden, sollten aber nicht den Ergebnissen angepasst werden!

#### *Merkzettel*

- ist meine Forschungsfrage wirklich ein Forschungsproblem?
- ist die Fragestellung sinnvoll eingegrenzt und eignet sie sich für empirische und/oder theoretische Untersuchungen innerhalb des Studienbereiches?
- sind Formulierung und Eingrenzung der Fragestellung verständlich und nachvollziehbar?
- welche Begriffe und Konzepte sind für die Beantwortung der Frage relevant?
- lassen sich Arbeitshypothesen (über Zusammenhänge und Ergebnisse) formulieren?
- bei hypothesenleiteter Forschung: stimmen Frage/n und Hypothese/n überein?

Im Kontext von **fallorientierter Forschung** sollte aus der gewählten Fragestellung dann auch klar hervorgehen, ob sich das eigene Erkenntnisinteresse auf die spezifischen Ausprägungen des Falles richtet (*intrinsische* Fallstudie) – oder ob der Fall bzw. die Fälle dazu genutzt werden soll/en, theoretische Argumente zu bestätigen, zu widerlegen oder zu entwickeln (*instrumentelle* Fallstudie). Gleichermaßen notwendig ist es dann, im Hinblick auf die Fragestellung den *Fall* bzw. die darauf bezogene *Analyseeinheit* sowie die damit verbundene räumliche und zeitliche Eingrenzung genauer zu bestimmen. Wer sich beispielweise dafür interessiert, wie Migration, Raum und Gewalt miteinander verwoben sind, und danach fragt, welche gewaltvollen Räume durch Diskurse und/oder Praktiken der Migrationskontrolle entstehen, sollte vorab erstens klären, ob Grenzen lediglich innerhalb staatszentrierter Perspektiven konzeptualisiert werden (*methodologischer Nationalismus*) oder ob ein dynamischeres Verständnis der Konstruktion (fluider) Grenzräume verfolgt wird. Zweitens wäre zu reflektieren, entlang welcher Skalierungen (bzw. Analyseebenen) die Untersuchung erfolgen soll: auf der *mikroanalytischen* Ebene lokaler Grenzräume (z.B. Geflüchtetenunterkünfte, Orte von Grenzübertritten), auf der *Mesoebene* (u.a. transnationale Dynamiken, nationalstaatliche Migrationspolitiken) oder auf der *Makroebene* (z.B. Europäisches Grenzregime) – und wie diese Dimensionen forschungsstrategisch miteinander verknüpft werden. Während sich dabei ein eher konventionelles, orthodoxes **Fallverständnis** an eng umrissenen Analyseeinheiten orientiert (u.a. Städte, Organisationen, Regionen, Staaten), orientieren sich qualitative, kritische Forschungsarbeiten stärker an einem methodologischen Verständnis, dass davon ausgeht, dass *Fälle* im Zu-

sammenhang mit den Erkenntnisinteressen konstruiert werden (vgl. dazu grundlegend Muno 2009).

## 2.4 Methodisches Vorgehen

Die Auswahl der **Untersuchungsmethoden** folgt der Logik der Fragestellung/en. Oder anders formuliert: Problemstellung und Fragestellung kommen zuerst, dann erst folgt die Auswahl der angemessenen Methode.<sup>16</sup> So einfach es auf den ersten Blick erscheint, so groß sind dann doch die Herausforderungen. Eigene Vorlieben für bestimmte methodische Zugänge sind hilfreich, sollten jedoch nicht in einseitigem Schulendenken münden. Eine gewisse Neugierde und Offenheit kann nie schaden! Abhängig ist die **Wahl der Methode** nicht nur von der Problem- und Fragestellung, sondern auch von der Verfügbarkeit von Material (Quellen, Daten etc.). Wer eine Hausarbeit verfassen will oder vor der Herausforderung einer Abschlussarbeit steht, sollte sich daher bereits in einer frühen Phase des Forschungsprozesses Klarheit darüber verschaffen, welche Vor- und Nachteile mit dem eigenen methodischen Vorgehen verbunden sind und ob es zeitlich und inhaltlich möglich ist, die Fragestellung mit der „Wunschmethode“ zu beantworten.<sup>17</sup> Dazu zwei Beispiele aus der Praxis: Gerade im Rahmen erster Hausarbeiten, die *fallorientiert* angelegt sind und sich beispielsweise für die Eskalationsbedingungen gewaltssamer Konflikte oder den Zusammenhang von Migration und Gewalt interessieren, bietet es sich an, nicht gleich die *ähnlichen* oder *variierenden* Ausprägungen möglichst *vieler* Fälle zu vergleichen, sondern sich zunächst *einen* interessanten wie relevanten *Fall* herauszugreifen und diesen theoretisch angeleitet und qualitativ vertiefend zu analysieren. Bereits hier werden sich eine Reihe von methodischen Herausforderungen bemerkbar machen, die dann für – spätere – komparativ angelegte **Forschungsdesigns** eine wichtige Voraussetzung und Erfahrung liefern (u.a. Fallverständnis bzw. Konstruktion des Falles, Begründung der Fallauswahl, Auswahl untersuchungsrelevanter Faktoren). Zudem würde eine solche Arbeit damit einer wichtigen Forderung innerhalb des beispielhaft genannten Forschungsfeldes der Konfliktforschung gerecht: nämlich gerade hinsichtlich der Aufdeckung einzelner Eskalationsbedingungen die „Mikrofundierung“ gewaltförmiger Konflikte

<sup>16</sup> Während „Methodologien“, wie bereits weiter oben diskutiert, auf die eher abstrakteren wissenschaftstheoretischen Grundpositionen verweisen, die die Logiken des Forschens und Regeln des wissenschaftlichen Arbeitens festlegen, sind „Methoden“ jene spezifischeren Formen der Untersuchung; mit deren Hilfe konkrete Problem- und Fragestellungen regelgeleitet und nachvollziehbar überprüft werden.

<sup>17</sup> Die Empfehlung von Ulrich von Alemann, auch zu reflektieren und zu begründen, warum andere Methoden nicht angewendet werden, sollte spätestens bei Abschlussarbeiten Beachtung finden. Bei Hausarbeiten und Projektseminararbeiten sollte der Fokus zunächst auf der Klärung der Vor- und Nachteile der selbst gewählten Methode liegen.

voranzutreiben, die im Rahmen makroanalytischer Vergleichsanalysen meist zu kurz kommt. Das zweite Beispiel betrifft das Erkenntnisinteresse an den machtvollen Verstrickungen von *Diskursen*: Weil *Diskursanalysen* theoretisch wie methodisch äußerst voraussetzungsvoll sind und der Materialzugang oft sehr aufwendig ist, bietet es sich durchaus an, eine Fragestellung soweit einzugrenzen, dass sie zunächst „nur“ *inhaltanalytisch* untersucht wird. Dies bedeutet nicht einmal den Verzicht auf *diskurstheoretische* Überlegungen, hat aber den Vorteil, im begrenzten Rahmen einer Hausarbeit die als problematisch erkannten Diskursinhalte (z.B. „othering“ im Kontext migrationspolitischer Debatten) entlang deduktiv entwickelter Kategorien in ausgewählten Medien, Parlamentsdebatten oder EU-Policies offenzulegen und kritisch einzuordnen.

Letztlich bieten sich dann für gewählte Fragestellung/en oftmals verschiedene Methoden an, die sich jeweils mehr oder weniger für die eigene wissenschaftliche Arbeit eignen:

- (wissenschafts-)theoretische und philosophische Erörterungen (hermeneutische Textanalyse, Literaturberichte)
- explorative Untersuchungen (empirische, begriffliche und theoretische Systematisierung eines noch relativ unbekannten Bereiches)
- historische (Längsschnitt-)Analyse (Erhebung von Werten zu mehreren Zeitpunkten)
- intrinsische (am Fall interessierte) oder instrumentelle (an der Theorie interessierte) *Einzelfallstudien*
- synchrone (zu einem ähnlichen Zeitpunkt) oder diachrone (zu unterschiedlichen Zeitpunkten) *Vergleichsstudien* (Beachtung der Kriterien zur Fallauswahl!)
- Inhalts- und Diskursanalysen (systematische Analyse von Form und Inhalt medialer, politischer und/oder öffentliche Kommunikationsprozesse)
- makroquantitative Analysen (z.B. Konflikt-, Interventions- oder Wirtschaftsdaten) oder mikroquantitative Studien (z.B. Haushaltsbefragungen)
- quantitative oder qualitative Interviewforschung (Fragebogen, semistrukturiert, problemzentriert, offen)
- (theoriegeleitete) Szenarienbildung und experimentelle Untersuchungen
- teilnehmende Beobachtung, Interaktionsprotokolle (mit festgelegten Beobachtungszeitpunkten)

Zu Zwecken der Systematisierung werden die diversen Zugänge meist noch einmal in **qualitative** und **quantitative Methoden** der Politikwissenschaft ausdifferenziert. Im Kern bestehen die Unterschiede darin, dass qualitative Methoden eher mit geringen Fallzahlen arbeiten

und deren Zusammenhänge entweder kausal (*erklärend*) oder sinnhaft (*verstehend*) untersuchen wollen. Quantitative Methoden analysieren dagegen möglichst viele Fälle (mit Zufallsstichproben oder durch „bewusste“ Fallauswahl: z.B. alle Staaten, die seit 1945 Kriege geführt haben), um statistisch aussagekräftige Ergebnisse über Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge zu gewinnen. So sinnvoll diese Grobunterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Ansätzen auf den ersten Blick sein mag, so irreführend kann sie doch auch sein. So entsteht beispielsweise oft der Eindruck, dass es sich bei Inhalts- und Diskursanalysen um qualitative Forschung, bei empirischen Untersuchungen mit einer Vielzahl von Ereignissen oder Akteur\*innen immer um quantitative Ansätze handelt. Zudem wäre es verkürzend dargestellt, Studien innerhalb der empirisch-analytische Grundposition ausschließlich dem quantitativen Methodenspektrum, konstruktivistische oder postkoloniale Forschungsarbeiten exklusiv dem qualitativen Bereich zuzuordnen. Tatsächlich lassen sich jedoch auch Medieninhalte oder Diskurse quantitativ untersuchen. Und bei vielen empirisch-analytisch angeleiteten Fallvergleichen mit mittleren Fallzahlen können durchaus auch qualitative Methoden zum Einsatz kommen. Es lohnt sich daher, genauer zu reflektieren, was das eigene Erkenntnisziel ist und welche Methoden sich – unabhängig von der „Quali-Quanti“-Debatte – am besten einsetzen lassen. Und ohnehin hat sich längst herumgesprochen, dass sich Qualität und Quantität gar nicht ausschließen, sondern sich durchaus komplementär zueinander verhalten können – und dass qualitative Studien auf der Mikroebene sogar entscheidende Beiträge zur Verfeinerung von Analysen theoretisch unterstellter Wirkungsmechanismen auf der Makroebene liefern können.

Innerhalb des weiten Spektrums qualitativer Forschungsansätze können **explorative Methoden** ein wichtiger Baustein des wissenschaftlichen Entdeckens von (neuen) Zusammenhängen sein. Insbesondere dann, wenn es um die Suche bzw. Reflexion bislang vernachlässigter Faktoren oder Prozesse geht, bietet diese Methode eine Basis für weiterführende Analysen (von Einzelfallstudien über Interviews bis hin zu statistischen Verfahren). Viele Forscher\*innen sprechen hier auch von **ideographischen Fallstudien**, die zunächst einmal nur an der Beschreibung und Zusammenschau noch unbekannter fallspezifischer Zusammenhänge interessiert sind, um diese besser verstehen und einordnen zu können. Zur kritischen Größe wird hier der „theoretische Rahmen“: Wenn wir zunächst rein induktiv empirisch vorgehen und einer offenen „Entdeckungslogik“ folgen, droht innerhalb des politikwissenschaftlichen Diskurses schnell der Vorwurf, letztlich „a-theoretisch“ zu forschen. So schwer der Vorwurf auch wiegt, Forschung braucht jedoch mitunter auch mutige „Entdecker\*innen“, zumal ja überhaupt nicht klar ist, ob unsere bisherigen Theorien tatsächlich alles „sehen“ und auf Prozesse und Struktu-

ren jenseits ihres räumlichen und zeitlichen Entstehungskontextes anwendbar sind (Problem des Eurozentrismus vieler Theorien). Zudem kann diesem Einwurf entgegengehalten werden, dass es sich um eine **heuristische Fallstudie** handelt, deren Ziel es ausdrücklich ist, über eine erste vorsichtige Hypothesengenerierung zur Theoriebildung beizutragen. Wenn wir dann tatsächlich auf eine solche Entdeckungsreise gehen wollen, stellen sich mindestens zwei Probleme: erstens sollten wir uns kritisch befragen, ob wir über die sprachlichen Kompetenzen und notwendigen Ressourcen (u.a. Zugang zu Quellen, Zugang zum „Feld“, Zeit) verfügen, um „über andere/s“ zu forschen; zweitens ist mindestens ebenso kritisch aus forschungsethischer und postkolonialer Perspektive zu bedenken, ob wir überhaupt darüber forschen *sollen*. Unter diesen Gesichtspunkten muss mitunter auch auf die Logiken einer unbedingten Wissensproduktion verzichtet werden – oder wir verlegen derartig explorative Forschungsansätze in unser näheres gesellschaftliches Umfeld, das angesichts vielfältiger Transformationsprozesse ohnehin noch zahlreiche Möglichkeitsräume bietet. Wird dann jedoch bei explorativen Forschungsstrategien bereits eine existierende Theorie als Ausgangspunkt genommen, so besteht das Risiko, eine Reihe wichtiger Aspekte, die von der gewählten Theorie ausgeschlossen werden, nicht zu berücksichtigen. Und streng genommen würde es sich hierbei auch nicht mehr um eine ideographische oder heuristische Untersuchung handeln, sondern eher um eine theoretisch angeleitete interpretative Fallstudie (vgl. u.a. Muno 2009).

Im Unterschied zu explorativen Zugängen haben **interpretative Fallstudien** einen klar formulierten theoretischen Rahmen, auf dessen Basis ein definierter „Fall“ oder mehrere „Fälle“ untersucht werden sollen (Fallverständnis durch die Anwendung von Theorie/n). Die Gegenstände solcher Untersuchungen können vielschichtig sein und verschiedene Aspekte kombinieren: einzelne oder diverse Akteur\*innen, ihre Diskurse und/oder Praktiken (Prozesse, Ereignisse) sowie ihre jeweiligen herrschaftlichen und sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen. Der Begriff der **Fallstudie** verweist dabei auf das intensive Studium ausgewählter Zusammenhänge oder Entwicklungen innerhalb eines oder mehrerer Fälle (*within case analysis / cross case analysis*). Zur genaueren Bestimmung der Fallstudie sollten a) die Untersuchungseinheit/en (u.a. Staat, Institution, Gruppe, Individuum), b) der oder die Zeitpunkt/e (Zeiträume) sowie c) die theoretisch identifizierten Aspekte der Untersuchung möglichst klar ein- und abgegrenzt werden (siehe dazu einführend Muno 2009). Während interpretative Fallstudien dabei das Ziel verfolgen, auf zuvor identifizierte und für problematisch gehaltene Handlungszusammenhänge zu verweisen und „den Fall“ zu verstehen, stellen **abweichende und theorie-testende Fallstudien** ausdrücklich die Theorie in den Mittelpunkt und nutzen den Fall oder die Fälle, um zur Überprüfung (Test), zur Modifikation oder gar zum Verwerfen von Theo-

rien beizutragen. Letzteres würde dann zutreffen, wenn ein gefundener Fall eigentlich die Bedingungen der Theorie erfüllen müsste, die Ergebnisse den theoretischen Erwartungen aber recht eindeutig widersprechen (vgl. Muno 2009). Umgekehrt können schlechte fallspezifische Voraussetzungen, die sich für eine Theorie bieten, im positiven Fall dazu beitragen, ihre Reichweite zu bestätigen oder sogar zu erweitern.

Unabhängig vom Typus der gewählten Einzelfallstudie: sie sind eine bewährte Variante wissenschaftlichen Arbeitens. Der **Vorteil** besteht zweifellos vor allem darin, das wissenschaftliche „Handwerk“ entlang eines klar umrissenen Untersuchungsgegenstandes und in der systematischen Verknüpfung von Theorie/n, Methode/n und Empirie „einzuüben“ und die komplexeren Akteurs-, Handlungs- und Strukturbedingungen ausgewählter Fälle zu identifizieren.<sup>18</sup> Durch die „Tiefe“ und „Dichte“ des Verstehens können Fallstudien dabei zum Verstehen komplexer Zusammenhänge beitragen und unter Umständen auch bislang vernachlässigte Faktoren oder Politikdimensionen sichtbar machen. Mögliche **Nachteile**, die individuell zu bedenken sind, ergeben sich wiederum aus dem hohen Forschungsaufwand, der Auswahl geeigneter Theorien und/oder Fälle sowie aus der (angestrebten) Reichweite der Erklärung über den Fall hinaus (was jedoch eher für Forscher\*innen mit einer empirisch-analytischen Grundposition gilt, die nach Verallgemeinerungen/empirischen Gesetzmäßigkeiten suchen).

Da sich dann Fallstudien immer schon aus einem Fall oder mehreren Fällen konstituieren, sollte unmittelbar bedacht werden, welches **Fallverständnis** in der Arbeit gewählt wird bzw. wie der Fall „konstruiert“ wird. Fälle können nämlich, wie Lund (2014) in systematischer Absicht aufzeigt, über mehrere Dimensionen hinweg konstruiert und reflektiert werden. Wenn wir a) einen „spezifisch-konkreten“ Fall wie die Konflikt- und Gewaltformen, mit denen Migrant\*innen in einem so genannten „Hot Spot“ wie auf der griechischen Insel Lesbos konfrontiert sind, untersuchen wollten, dann wäre dieser Fall in b) „allgemeiner“ Hinsicht ein (freilich problematischer) Fall der (Re-)Konfiguration von Sicherheit und Recht innerhalb des europäischen Migrations- und Grenzregimes. Aus „konzeptioneller“ Perspektive würde der Fall c) beispielhaft für das Spannungsfeld zwischen der *Autonomie* und der *Kontrolle* der Migration oder der konflikthaften Aushandlung von Staatsbürger\*innenrechten stehen. Aus „theoretischer“ Sicht schließlich wäre dies d) ein Fall der postkolonialen Fortschreibung von Diskursen und Praktiken der Herrschaftssicherung gegenüber den „Anderen“. Wir sehen daher: „It is

---

<sup>18</sup> Den Vorteilen der Tiefe und Dichte des Fallverständnisses stehen allerdings auch die Herausforderungen der theoretischen Reichweite und Erklärungskraft jenseits des Falles und die Gefahr von *ad-hoc*-Erklärungen oder Fehlschlüssen aufgrund fehlenden Wissens bzw. schlechter Quellenlage gegenüber.

not the actual empirical phenomena, which are a case; it is our efforts at generalizing, abstracting, and theorizing that *make a case of the phenomena*“ (Lund 2014: 230).

Während sich bei Einzelfalluntersuchungen die Unterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Methoden noch eindeutig ziehen lässt, wird dies bei Strategien der **vergleichenden Forschung** schon schwieriger. Während viele vergleichende Analysen mit geringerer oder mittlerer Fallzahl aufgrund ihrer Erkenntnisziele noch in den Bereich qualitativer Methoden fallen, sind Untersuchungen, die möglichst große Fallzahlen mit Hilfe statistischer Methoden auswerten, eindeutig quantitativ angelegt. Allgemein gesprochen sind fallvergleichende Forschungsarbeiten an der Identifikation und Erklärung von *Unterschieden* und *Gemeinsamkeiten* politischer Phänomene interessiert. Der Fokus liegt dabei nicht selten auf Vergleichen zwischen und innerhalb von Staaten und/oder definierten *Politikfeldern* (u.a. Umwelt, Sicherheit, Armut/Wohlfahrt). Zwei typische Fragen sind: Wie erklären sich trotz großer Unterschiede im politischen System oder der politischen Kultur bestimmte Gemeinsamkeiten? Oder aber: Warum führen ähnliche Bedingungen zu unterschiedlichen Ergebnissen? Während im ersten Fall das Ergebnis ähnlich oder gar identisch ist und nach der Varianz möglicher Erklärungsfaktoren geforscht wird, besteht im zweiten Fall die Varianz in den Ergebnissen und es wird bei ansonsten großen Ähnlichkeiten nach der/den entscheidenden Abweichung/en gesucht (vgl. u.a. Lauth/Winkler 2010; Munro 2009). Eine weitere Möglichkeit, einen vergleichenden Forschungszugang zu finden, besteht in der Unterscheidung von **synchronen** und **diachronen Vergleichen** (u.a. Geddes 2003): Wie lassen sich Ähnlichkeiten/Unterschiede zu gleichen Zeitpunkten, aber in unterschiedlichen politischen Räumen oder Politikfeldern erklären (synchron)? Oder alternativ: Was erklärt die Kontinuität oder den Wandel bestimmter politischer Entwicklungen über Zeitpunkte bzw. historische Epochen hinweg (diachron)? Das Erkenntnisinteresse kann sich dabei weder entweder auf die Fälle selbst oder aber auf die Theorieentwicklung richten. So können „fallzentrierte Vergleiche“ dazu dienen, auf Unbekanntes oder Besonderes hinzuweisen und die so gewonnenen Informationen zu ordnen. Ähnlich stark an den Fällen interessiert sind „problemzentrierte Vergleiche“, auf deren Basis Fälle aufgespürt werden, aus denen beispielsweise Rückschlüsse für die Entwicklung von Friedens- oder Konfliktbearbeitungsstrategien entwickelt werden können. Bei „theoriezentrierten Vergleichen“ geht es dann, wie der Begriff dies schon deutlich macht, primär um die Anwendung oder die Prüfung von Theorien, die häufig explizit mit dem Test von Hypothesen und prozessanalytischer Identifikation kausaler Pfade verbunden ist (siehe Wolf et al. 2015).

Die zentralen **Herausforderungen** vergleichender Methoden ergeben sich vor allem aus ihrer meist exklusiven Orientierung am „methodologischen Nationalismus“ in Verbindung mit der empirisch-analytischen Grundposition.<sup>19</sup> Dies führt in der **vergleichenden Politikwissenschaft** einerseits zu einer räumlichen Perspektivverengung auf den Nationalstaat mit Vergleichen zwischen oder innerhalb territorial definierter Einheiten (siehe z.B. Schmidt 2013). Andererseits geht dies mit einem Welt- und Menschenbild einher, das beispielsweise für die Migrationsforschung einfordert, sich weniger an der „politischen Philosophie“ zu orientieren, sondern postuliert die „normativ herausfordernden Forschungsgegenstände“ wie Migration und Migrationspolitiken „mit analytischer Distanz“ zu untersuchen (Blätte 2015:10). Damit tappt jedoch eine solche Forschung nicht nur in die territorialstaatliche Falle, sondern verharrt auch in einem Wissenschaftsverständnis, das die (historisch wirkungsmächtigen) Verbindungen der (gewaltvollen) Diskurse und Praktiken gegenwärtiger Migrationspolitiken zu Klassenkonflikten, Geschlechterungleichheiten und Rassismus ausblendet oder verschleiert. Gleichzeitig besteht hier die Gefahr, Migrant\*innen lediglich als Forschungsobjekte anzusehen und **emanzipative Forschungsperspektiven** zu vernachlässigen oder gar zu diskreditieren.<sup>20</sup> Dabei sind Fragen danach, wie sich „*agency* von geflüchteten Frauen innerhalb der von Macht-, Gender- und Ungleichheitsverhältnissen geprägten deutschen Flüchtlingspolitik manifestiert“ oder „welche Wirkungen die Widerstandspraxen von protestierenden Migrant\*innen auf politische Entscheidungen und/oder gesellschaftliche Debatten“ haben, alles andere als abwegig (auch im synchronen oder diachronen Vergleich), aber eben auch nur über die normative und ethische Reflexion der eigenen Forscher\*innen-Position im Prozess der Wissensproduktion zu haben.

Und dennoch: Vergleichende Perspektiven sollten zwar hinsichtlich ihrer Untersuchungsgegenstände, Analyseeinheiten und Umsetzungsmöglichkeiten stets kritisch betrachtet werden, aber nicht grundsätzlich verworfen werden. Sie bieten wichtige Anknüpfungspunkte zur Identifikation und Problematisierung – wie auch Skandalisierung! – global ungleichförmiger Entwicklungen. So stellt sich vor dem Hintergrund von neoliberaler Globalisierung und den Prozessen „der großen Regression“ (siehe z.B. Geiselberger 2017) die politikwissenschaftlich relevante Frage, wie sich problematische politische Entwicklungen, insbesondere sozio-

<sup>19</sup> Eine (raum-)kritische Perspektive auf den politikwissenschaftlichen „Fetisch“ vergleichender Forschung bieten Belina/Miggelbrink (2010). Neben der Problematisierung wissenschaftstheoretischer Aspekte, die durch die exklusive Perspektive auf „Unterschiede und Gemeinsamkeiten“ entstehen, kritisieren sie vor allem einen territorial-räumlichen Staatszentrismus (Raumfetischismus) und die damit einhergehenden veränderten Forschungspraktiken des „Hier so/Dort anders“.

<sup>20</sup> Wenn darüber hinaus postuliert wird, dass vergleichende Politikwissenschaft zur Migrationspolitik „zur Aufklärung über Möglichkeiten und Grenzen der Steuerung von Migration beitragen“ kann (Blätte 2015: 1), dann geht damit ein explizit kontrollpolitisches bzw. steuerungstechnisches Politikverständnis einher.

ökonomische Ungleichheiten, Verformungen von Demokratie (u.a. „Neue Rechte“, Populismus) oder eben gewaltvolle Migrationspolitiken nachvollziehen und einordnen lassen. Antworten in vergleichender Absicht bieten hier nicht zuletzt auch Forscher\*innen der **Area Studies**. Die Area Studies innerhalb der Politikwissenschaft bilden einerseits ein trans- und interdisziplinäres Forschungsfeld, das Muster, Ursachen und Auswirkungen regionaler Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Lichte (post-)kolonialer Erfahrungen und globaler Makrotrends (u.a. Globalisierung, Liberalisierung) analysiert. Dies resultiert andererseits in einer tieferen Reflexion zentraler **Analyseeinheiten**. In den Fokus rücken nicht mehr allein Vergleiche der Ausprägungen von Staaten und ihrer Beziehungen innerhalb oder zwischen (Sub-)Region, sondern auch und vor allem die Problematisierung transnationaler und globaler Verflechtungen sowie die Identifikation unterschiedlicher Pfade und Bedingungen der Regionalisierung („Afrika“ ist nicht gleich „Afrika“). Die Analyseeinheit ist entsprechend nicht zwingend der Staat. Das Spektrum reicht vielmehr von der systematischen Unterscheidung von „Zentrum/Peripherie“ (bei *Weltsystemansätzen*) über *transnationalistische* Ansätze (Analyse transnationaler Klassen, Netzwerken von Migrant\*innen) bis hin zu *Verflechtungsansätzen*, die nicht-räumlich definierte Ungleichheitsconfigurationen in den Blick nehmen (siehe Braig et al. 2013). Wer dabei zugleich eine konstruktivistische und/oder postkoloniale Grundposition einnimmt, muss freilich reflektieren, dass es sich auch bei **Regionen** um historisch, politisch, ökonomisch und kulturell konstruierte Räume handelt, die wiederum aus historisch-dialektischer Perspektive den Wirkungslogiken von (europäischer) Kriegsführung und Staatenbildung unterworfen waren – und dies immer noch sind. Gleichzeitig stellt sich die grundsätzliche Frage, ob und inwieweit bestimmte theoretische Konzepte (über den Staat, Gewalt oder Konflikt) überhaupt „reisefähig“ sind. Und wer schließlich selbst dazu forscht: Area Studies sind immer auch *language-based* – und daher über eine reine „Desktopstudie“ mit deutschsprachiger Literatur am „Berliner Schreibtisch“ nicht umzusetzen (die damit verbundenen ethischen Herausforderungen regionalspezifischer „Feldforschung“ greife ich weiter unten ausführlicher auf).

Wenn wir ein solches Fallverständnis zugrunde legen, sollte schnell deutlich werden, dass auch **Inhalts- und Diskursanalysen** durchaus fallorientiert durchgeführt werden. Gleichermassen steht auch hier nicht allein die Verarbeitung und Auswertung des ausgewählten Materials im Mittelpunkt. Die Herausforderung besteht vielmehr darin, die eigene Forschung in theoretisch geleiteter und methodisch systematischer Weise umzusetzen. Und auch hier findet sich die Unterscheidung zwischen „Orientierung/Interesse am Fall“ (intrinsische Fallstudie) vs. „Interesse an theoretischen Erklärungen“ (instrumentelle Fallstudie“) wieder. Während bei

induktiven, fallorientierten Zugängen zunächst das Textmaterial analysiert wird, um so zur Entwicklung und Interpretation von (neuen) Kategorien beizutragen, werden bei deduktiv orientierten Forschungsstrategien die analytischen Kategorien vorab in konzeptionell angelegten Forschungsschritten theoretisch konstruiert und in Rückbindung an die Inhalts- oder Diskursanalyse strukturierend angewendet (vgl. u.a. Heindl 2015; Mayring 2015).

Die Wahl zwischen Inhalts- und Diskursanalyse ist dabei immer auch mit theoretischen und methodologischen (Vor-)Entscheidung verbunden. **Inhaltsanalysen** zielen in methodischer Absicht auf die Erfassung bedeutungshaltiger Materialien (Strukturierung, Erschließung, Explikation/Analyse des Textmaterials) entlang begründeter Kategorien, um so sozialen und politischen Sinn zu re-konstruieren (vgl. Heindl 2015; Mayring 2015). Dabei sind sie als Methode gewissermaßen theoretisch neutraler oder unbefangener und können aus einer ganzen Reihe von theoretischen Perspektiven heraus durchgeführt werden. Politikwissenschaftlich relevant wie auch herausfordernd ist darüber hinaus die Einsicht, dass nicht nur Texte inhaltsanalytisch verstanden und interpretiert werden können. Wie Ansätze der **dokumentarischen Methode** zeigen, können auch Bilder bzw. Fotografien sowie Filme (von der Dokumentation bis hin zum Spielfilm) „gelesen“ werden (vgl. Bohnsack 2007). Typische Stufen der **Bildanalyse** wären a) die *vorikonographische Beschreibung* (Identifikation wesentlicher Bedeutungsmerkmale/Konfigurationen), b) die *ikonographische Analyse* (Identifikation von Symbolen, Attributen oder Allegorien) sowie c) die *ikonographische Interpretation* im Sinne der Identifikation und Interpretation der symbolischen Werte. Gerade die Analyse „ikonographischer Bilder“, d.h. von medialen Darstellungen, denen aufgrund ihrer Darstellungsweise und ihres vermittelten Inhalts besonderer Einfluss auf politische (Legitimations-)Prozesse beige-messen werden kann, ist dann nicht nur politikwissenschaftlich wie auch politisch relevant, sondern lässt sich mit übergreifenden gesellschaftlichen (Herrschafts-)Diskursen verbinden.

**Diskursanalysen** sind schon mit Blick auf den Diskursbegriff theoretisch voraussetzungsvoller. Poststrukturalistische Diskursanalysen beispielsweise, die sich an Michel Foucault orientieren, gehen grundlegend davon aus, dass Diskurse Wissen produzieren und transportieren, die (individuelle wie kollektive) Identitätsbildung beeinflussen und damit machtvoll auf gesellschaftliche wie sozialräumliche Verhältnisse (Wirklichkeiten) einwirken (vgl. Jäger 2013).<sup>21</sup> Diskursanalytische Ansätze reichen dabei von der *analytisch-pragmatischen* Dis-

---

<sup>21</sup> Einen bewährten diskursanalytischen Ausgangspunkt bietet das „Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung“ (DISS). Auf Basis der dort entwickelten Kritischen Diskursanalyse (KDA) wird sowohl ein *Wegweiser* an Begrifflichkeiten zur analytischen Strukturierung von Diskursen angeboten (Diskursfragmente, -ebenen, -positionen etc.) als auch sprachwissenschaftliche Analyseinstrumente als methodische *Land-*

kursanalyse (Beispielfrage: „wie konstruieren Medienbilder und -diskurse die Vorstellungen/Praktiken von Migration?“), über die *normativ-kritische* Diskursanalyse (Analyse von Geltungs- und Legitimitätsfragen in öffentlichen Debatten) und *genealogisch-kritische* Diskursanalyse („wie haben sich Diskurse über Migration historisch formiert und wie tragen sie heute zur Legitimation politischer Entscheidungen bei?“) bis hin zur *wissenssoziologischen* Diskursanalyse („wie entstehen und verändern sich Argumentationsmuster im Migrationsdiskurs im Kräftefeld zwischen Staat und Gesellschaft und welchen Beitrag leisten wissenschaftliche Theorien?“). Ein nicht zu vernachlässigender methodologischer Unterschied zur Inhaltsanalyse besteht dann schließlich auch darin – vereinfacht formuliert –, dass Diskurse eben auch in Bezug zu ihrer Gesamtheit, ihren Verflechtungen mit anderen Diskursen und hinsichtlich der Akteurs- bzw. Sprecher\*innenpositionen untersucht werden, wobei die Textproduzent\*innen (hier: wissenschaftliche Autor\*innen) selbst als Teil des Diskurses reflektiert werden.

Dass dann eine simple Unterscheidung in quantitative und qualitative Methoden nicht immer zielführend ist, lässt sich auch am Beispiel von **Interviews** zeigen: Erstens sind problemzentrierte, leitfadenorientierte oder narrative Interviews ebenso wie Expert\*innen-Interviews zunächst nur eine Erhebungsmethode (siehe u.a. Helfferich 2014), die noch keine Aussage über die Aufbereitung und Auswertung der gewonnenen Daten macht. Zweitens können Interviews sowohl in kleiner oder größerer Zahl durchgeführt als auch im Sinne qualitativer Standards (z.B. eher offene Leitfragen) oder quantitativer Logiken (standardisierter Fragebogen) angelegt werden. Bei „Expert\*innen-Interviews wiederum sollten wir uns bewusst machen, dass auch Interviews letztlich immer als „Texte“ gelesen und analysiert werden (in transkribierter Form), so dass sich hier die grundsätzlichere Frage stellt, warum ich überhaupt bestimmte Expert\*innen ausgewählt habe bzw. ob solche Interviews einen Mehrwert über die von diesen Personen produzierten Texte hinaus haben. Zudem wäre weiterführend immer zu prüfen, auf welche Aspekte hin die Interviews ausgewertet werden sollen, welche Verfahren dazu angewandt werden können (z.B. strukturierende oder explizierende Inhaltsanalyse) sowie welche technischen Hilfsmittel (z.B. Software wie MAXQDA oder ATLAS.ti) zur Verfügung stehen. Gerade weil es sich bei Interviews primär um eine Methode der Erhebung von Informationen handelt, stellt sich dann einerseits recht früh im Forschungsprozess die Frage, wie sich diese „Quellen“ zu meinen anderen Quellentypen verhalten bzw. in welcher Form und mit welcher Forschungsstrategie ich sie kombiniere. Andererseits müssen selbstverständ-

lich gerade in sensiblen Forschungsfeldern (wie z.B. „Migration und Gewalt“), in denen Befragte diskriminiert, stigmatisiert oder sogar mit direkter Gewalt konfrontiert worden sind, besondere ethische Herausforderungen bedacht werden (vgl. u.a. Rutishauser/Zimmermann 2016). Dabei geht es nicht allein um die Problematisierung „sensibler Daten“ im Kontext von **Feldforschung**, sondern darum, wie wir selbst als privilegierte Forscher\*innen in soziale Beziehungen eingreifen (und u.a. diejenigen ausgrenzen, die nicht befragt werden) und welchen Einfluss diese Eingriffe auf Interviewte haben; so lässt sich bei Personen, die Opfer sexualisierter Gewalt geworden sind, nicht ausschließen, dass diese in der Interviewsituation retrraumatisiert werden.

Wer plant, mit umfangreichen Daten zu Medien- und Diskursinhalten oder mit Ereignis- und Aggregatdaten zu forschen (u.a. ökonomischer Daten, Herrschaftstypen, Kriege), und wer entsprechend den verschlungenen Pfaden **quantitativer Forschung** folgt, sollte freilich auch ein ganzes Bündel von Herausforderungen reflektieren: So sind erfasste Daten (im Sinne gebündelter empirischer Informationen zu einzelnen Variablen bzw. deren Ausprägungen) nie „natürlich“ oder „objektiv“, sondern abhängig vom theoretischen Standort und den daran anknüpfenden Kriterien der **Operationalisierung**. Mit anderen Worten, die Definitionen von Demokratie/Autokratie oder Krieg/Frieden sind immer das, was Forscher\*innen in ihrer Forschungspraxis daraus machen! Wenn dann bei fallvergleichenden wie umfassenden quantitativen Analysen methodologisch eingefordert wird, die relevanten abhängigen und unabhängigen Variablen konzeptionell wie auch operational klar zu definieren, dann sollten immer auch alternative Konzepte und Definitionen in Betracht gezogen werden. Während dabei die Konzeptualisierung auf die Präzisierung der zur theoretischen Erklärung verwendeten Konzepte und Begriffe zielt, bezeichnet die Operationalisierung die Angabe, *wie* einem Begriff beobachtbare Indikatoren zugeordnet werden können und wie Messungen vorgenommen werden sollen. Innerhalb von **bi- oder multivariaten Analyseverfahren** sollte darüber hinaus stets reflektiert werden, dass die gängigen quantitativen Methoden primär die Analyse der Richtung und Stärke von Zusammenhängen (*Korrelation*) erlauben, für sich genommen aber keine präzisen Aussagen über Ursache-Wirkungsketten (*Kausalität*) zulassen. Weitere Probleme können sich dadurch ergeben, dass sich die **unabhängigen Variablen** untereinander beeinflussen und nicht wirklich „unabhängig“ voneinander sind (in der Methodensprache: „Multikollinearität“) oder dass eine oder mehrere unabhängige Variablen von den Ausprägungen der **abhängigen Variablen** beeinflusst wird und die unterstellte Kausalität umgekehrt bzw. zirkulär wird (dann liegt „Endogenität“ vor). Darüber hinaus verweist das methodische Problem von *Äquifinalität* darauf, dass *mehrere kausale Pfade* zu ähnlichen Ergebnissen füh-

ren können.<sup>22</sup> Und schließlich stellt sich auch bei quantitativer Forschung die Frage der *Datenverfügbarkeit* und *vernachlässigter* Variablen. Selbst wenn quantitative *Datensätze* häufig umfassenden Informationsgehalt suggerieren, fehlen oft nicht nur Werte zu einzelnen Fällen (in zeitlicher wie räumlicher Hinsicht), sondern viele untersuchungsrelevante Faktoren sind aufgrund theoretischer Vorentscheidungen gar nicht erst erhoben worden.

Prinzipiell – und bei entsprechenden zeitlichen wie forschungsprogrammatischen Voraussetzungen – bieten sich auch **Kombinationen** von methodischen Forschungszugängen an. Sinnvoll können Vorstudienmodelle sein, bei denen über qualitative Analyseschritte Hypothesen gewonnen werden, die dann vertiefend analysiert werden können. Eine weitere Option bieten Verallgemeinerungsmodelle: Hier könnte eine fallvergleichende Perspektive im Zentrum der Analyse stehen, bei der mit Hilfe quantitativer Verfahren ein höherer Grad an verallgemeinernden Aussagen angestrebt wird. Noch komplexer sind „**mixed method**“-Strategien bzw. Triangulationsmodelle, bei denen unterschiedliche Methoden je nach Gegenstandsbereich, Projektphase und Erkenntnisinteressen ergänzend eingesetzt werden: So könnten in einer Variante über formale (Theorie-)Modelle zentrale Hypothesen isoliert werden, die dann entlang eines analytischen Narrativs (Einzelfallstudie) verfeinert werden, um sie über quantitativ-statistische Methoden zu testen. In einer anderen Variante kann ein qualitativ-hermeneutischer Methodenmix beispielsweise aus Zugängen der Diskurs-, Feld- und Interviewforschung bestehen, um so die diskursiven und praxisbezogenen „Verwebungen“ von Migrationspolitiken und Gewalteinwirkungen aufzuspüren. Um dabei jedoch den Begriff der *Triangulation* nicht überzustrapazieren, sollte er besser nur dann verwendet werden, wenn auch tatsächlich in methodischer Absicht „trianguliert“ wird.<sup>23</sup>

Angesichts der hier diskutierten **Herausforderungen** ist es gerade bei methodisch ambitionierteren oder größeren Forschungsarbeiten notwendig und sinnvoll, die Methoden der Datenerhebung bereits im Exposé so konkret wie möglich zu formulieren, auch wenn die Daten selbst erst zu einem späteren Zeitpunkt erhoben werden sollen.<sup>24</sup> Bei geplanten Feldforschungsaufenthalten sind nicht nur Ort und geplanter Zeitraum relevant, sondern auch, wie der „Zugang zum Feld“ (der Kontakt zu den Zielgruppen) hergestellt werden soll.

---

<sup>22</sup> Vereinfacht gesprochen können hier die *unabhängigen* Variablen A und B, A oder B, A und C jeweils zu Y führen.

<sup>23</sup> Wer einfach nur auf drei verschiedenen Quellentypen (z.B. Parlamentsreden, Medienberichte und Sekundäranalysen) zurückgreift oder mit (Aggregat-)Daten auf unterschiedlichen Skalierungsebenen forscht, sollte dies entsprechend deutlich machen, aber nur dann von Triangulation sprechen, wenn mit den unterschiedlichen Quellen- und Datentypen auch methodisch differenzierbare Analyseschritte verbunden sind.

<sup>24</sup> Wenn beispielsweise Expert\*innen-Interviews geplant sind, stellt sich die Frage, wie viele und welche Interviewpartner\*innen wann, wo, wie (telefonisch, schriftlich, *face-to-face*) und zu welchen Themen befragt werden sollen.

Entsprechend notwendig ist es selbstverständlich auch, gerade bei der Wahl und Anwendung von Methoden die **forschungsethischen Grundsätze** verantwortungsbewusster Wissenschaft, in der wissenschaftlichen Arbeit „über andere/s“ und „mit anderen“ möglichst keinen Schaden anzurichten und die beforschten Subjekte nicht zu reinen Forschungsobjekten zu degradieren, zu beachten und einzuhalten. Im Rahmen einer **performativen Methodologie** würde sich sogar noch einmal ein grundsätzlicher Perspektivwechsel ergeben: so sollte es weder eine objektive Wissensproduktion über Beforschte geben noch sollte die „Performance der Beforschten“ re-inszeniert werden, sondern vielmehr deren Erleben durch die Forschenden in den Fokus rücken (Ploder 2013).

#### *Merkzettel*

- lässt sich mit der gewählten Methode die Forschungsfrage beantworten?
- wird bei empirischen Projekten zwischen den Phasen der Datenerhebung, der Aufbereitung und der Auswertung von Daten unterschieden?
- werden alle Vorgehensweisen offen gelegt und Stärken wie Schwächen des Konzepts diskutiert?
- bei „Variablen designs“: Sind die Variablen plausibel operationalisiert und messbar?  
Werden Endogenitäts- und Multikollinearitätsprobleme beachtet?
- wie verhält sich „meine Methode“ zu forschungsethischen Anforderungen?

## 2.5 Arbeits- und Zeitplan

Für alle Formate wissenschaftlicher Arbeiten (Hausarbeiten, Bachelor- und Masterarbeiten sowie Dissertationen) ist bereits im Vorfeld ein angemessener Arbeits- und Zeitplan festzulegen. Während der **Zeitumfang** zunächst individuell eingeschätzt und festgelegt werden muss, sollten der quantitative Umfang der Forschungsarbeit und der finale Bearbeitungszeitraum mit den Betreuer\*innen abgestimmt werden. Dabei sollte stets ein „seriöser“ Umfang ins Auge gefasst werden, der dem jeweiligen Format gerecht wird (bzw. es sollten die Vorgaben der jeweiligen Studien- und Prüfungsordnungen eingehalten werden). Jede\*r wird schon einmal die deprimierende Erfahrung mit längeren Aufsätzen oder Monographien gemacht haben, die wenig Erhellendes bringen, viele Redundanzen enthalten und daher besser deutlich gekürzt hätten publiziert werden sollen. Dies gilt dann nicht weniger für die eigene Arbeit: Wer daher zum Ende des Arbeitsprozesses hin entsprechend Zeit einplant, die eigene Forschungsarbeit

fachgerecht zu formatieren, inhaltlich zu überarbeiten und entsprechend der Studienordnungs- oder Verlagsvorgaben zu kürzen, wird möglicherweise die Überraschung erleben, dass die so verdichtete Argumentation plötzlich an Klarheit gewinnt. Meine eigenen Erfahrungen zeigen zudem, dass es lohnenswert sein kann, die Arbeit ein paar Tage ruhen zu lassen und „mit Abstand“ den **Feinschliff** vorzunehmen. Dabei sollte stets die Fragestellung im Auge behalten werden und die Arbeit vor allem von jenem Ballast befreit werden, den ich als „Selbstvergewisserungswissen“ bezeichne; gemeint sind damit jene Textfragmente, die vor allem am Anfang des Forschungsprozesses entstehen, um ein neues Thema zu durchdringen und denen wir uns mitunter nur schwer trennen können – die aber im Lichte der eigentlichen Fragestellung keine wirkliche Funktion für die Argumentation oder Analyse haben. Der Arbeits- und Zeitplan sollte daher entsprechende **Spielräume** einplanen und gleichermaßen in der Ausformulierung detailliert die einzelnen Forschungsschritte wiedergeben (bei einer Forschungsarbeit, die sich methodisch auf Interviews stützt gehören dazu Literaturstudium, Entwurf von Interviews, Testphase, Kontaktieren von Interviewpartner\*innen, Dateneingabe, Dateninterpretation, Verfassen der Arbeit etc.).

Abschlussarbeiten sollten (regelmäßig) in Forschungskolloquien oder kleineren Arbeitsgruppen besprochen werden.<sup>25</sup> Mehr als nützlich ist es auch, sich für die **Korrektur** der (vermeintlichen) Schlussfassung „neutrale Begutachter\*innen“ zu suchen, die das Werk noch einmal auf Herz (inhaltliche Plausibilität, roter Faden, Nachvollziehbarkeit) und Nieren (orthografische und grammatischen Fehler) lesen. Erfahrungen belegen, dass gerade für die Schlussphase ausreichend Zeit für Überarbeitungen, Formatierungen sowie für die Feinjustierung von Einleitungs- und Schlussteil eingeplant werden sollte. Um einen Vergleich zum Langstreckenlauf herzustellen: Wer schon einmal Marathon gelaufen ist, wird darauf vorbereitet sein, dass die entscheidende Phase erst bei Km 30-32 beginnt. Besonders ärgerlich sind daher Forschungsarbeiten, die grandios im „Sprintmodus“ starten und auf den letzten Metern (vor allem beim Schlusskapitel) kläglich einbrechen. Und wie bereits oben angemerkt: Wichtig ist es, die Fragestellung nicht aus den Augen zu verlieren. Zu groß ist oft die Versuchung, sich von aktuellen politischen oder wissenschaftlichen Debatten berauschen zu lassen und immer wieder neue Erkenntnisse und Variablen in die eigene Arbeit integrieren zu wollen. Der Arbeitsprozess sollte sich daher auf der Zeitachse nach hinten trichterförmig verengen – und nicht erweitern. Gerade bei empirischen Arbeiten, die sich auf einen bestimmten Unter-

---

<sup>25</sup> Bei extremer Unsicherheit sollte sich kein Mensch davor scheuen, die Angebote der psychologischen Beratungsdienste der Universitäten zu nutzen, die durchaus hilfreiche Seminare zum Verfassen von Haus- und Examensarbeiten anbieten und in Notsituationen psychologische Hilfe anbieten können.

suchungszeitraum beziehen, sollte der in der Fragestellung erfasste Zeitraum deutlich vor der Anfertigung der Forschungsarbeit liegen.

In dem Sinne, dass ein Exposé selbst Bestandteil des Forschungsprozesses (bzw. des Arbeits- und Zeitplanes) ist, sollte auch berücksichtigt werden, dass an ein Exposé/Forschungsdesign gewisse formal-sprachliche und formal-gestalterische **Standards** anzulegen sind – wie an die wissenschaftliche Arbeit selbst. Das bedeutet konkret, auch hier bereits alle formalen Anforderungen zu reflektieren (u.a. Deckblatt, Inhaltsverzeichnis, Seitenzahlen, Literaturverzeichnis) und auch sprachlich einen nachvollziehbaren, verständlichen und korrigierten Text zu erarbeiten: Je inhaltlich und sprachlich klarer die Argumentation hier bereits ist, desto größer werden die Chancen auf ein substantielles Feedback und desto höher die Wahrscheinlichkeit, dass mit diesen „Textbausteinen“ auch weitergearbeitet werden kann.

#### *Merkzettel*

- sind der Umfang „im Rahmen“ und der Zeitplan in der geplanten Form machbar?
- werden die Betreuungsangebote der Lehrenden genutzt?
- gibt es „neutrale Begutachter\*innen“ im Freund\*innen- und Bekanntenkreis, die für das Korrekturlesen in Frage kommen?
- habe ich mein Privatleben organisiert und ist gerade bei größeren Forschungsarbeiten (Abschlussarbeit, Dissertation) eine zeitliche Anpassung des Alltags vorstellbar?

## **2.6 Vorläufiges Gliederungsverzeichnis / Literaturverzeichnis**

Um den eigenen Forschungsabsichten „Struktur“ zu geben, bietet es sich an, ein erstes Gliederungsverzeichnis zu erstellen. Zu bedenken ist dabei jedoch einerseits, dass sprichwörtlich „viele Wege nach Rom“ führen und dass sich **Gliederungsentwürfe** ebenso schnell ändern können, wie Problem- und Fragestellungen modifiziert werden oder – um im Bild zu bleiben – andere theoretische/methodische Routen gewählt werden. Andererseits wäre ein extrem reduktionistisches Gliederungsverzeichnis (z.B. 1. Einleitung, 2. Hauptteil, 3. Schluss) gleichsam überflüssig, weil es keine diskussionswürdige Grundlage für ein inhaltliches Feedback bietet; während ein sehr weit ausdifferenziertes Gliederungsverzeichnis (15-20 Gliederungspunkte bei nur 15 zu schreibenden Seiten) ein früher Hinweis auf ein zu breit ausgerichtetes Forschungsdesign sein kann.

Abgerundet wird ein gutes Exposé von einem vorläufigen Verzeichnis der verwendeten **Literatur**. Zunächst reicht hier eine grobe Übersicht der relevanten theoretischen, methodischen und empirischen Artikel und Werke, die Betreuer\*innen erste systematische Hinweise auf Schwerpunkte und Richtung der Forschungsstrategie geben. Bei Abschlussarbeiten und Promotionen steigt der Literaturumfang mit dem Ausmaß der berücksichtigten Forschungsdebatten. Und auch hier gilt wieder: Je früher ich mich für eine einheitliche **Zitierweise**<sup>26</sup> entscheide und das Literaturverzeichnis anlege (z.B. auch mit Literaturverwaltungsprogrammen wie „Endnote“ oder „Citavi“), desto mehr Spielraum habe ich „hinten raus“ für die eigentliche Analyse und inhaltliche Argumentation.

#### *Merkzettel*

- ist die Gliederung dem Umfang und der Komplexität des Themas angemessen?
- habe ich alle relevanten theoretischen und methodischen Artikel/Werke erfasst?
- werden alle formalen Kriterien (wie etwa die einheitliche Zitierweise) eingehalten?
- habe ich noch Fragen zur Literaturauswahl?

### **3. Vom Exposé zur wissenschaftlichen Arbeit**

Wenn mit dem Exposé ein zentraler Zwischenschritt hinter uns liegt und viele wichtige Entscheidungen getroffen worden sind, starten die eigentlichen **Umsetzungsschritte**. Obwohl diese zeitlich vermutlich noch einmal aufwendiger und inhaltlich stets aufs Neue herausfordernd sind, lassen sich die nachfolgenden Hinweise zum Verfassen der Hausarbeit bzw. Abschlussarbeit etwas kürzer halten. Dies liegt einerseits daran, dass viele wichtige Voraussetzungen des Arbeitsprozesses bereits benannt und daher bekannt sein sollten. Andererseits sollte spätestens jetzt erkennbar sein, dass nicht nur die Ideenvielfalt als Ausgangspunkte für die eigene Problemstellung schier unerschöpflich ist, sondern dass auch die Strategien der Umsetzung im Lichte methodologischer und theoretischer Reflexion und diverser methodischer Herangehensweisen viel zu zahlreich sind, als dass sie sinnvoll in vereinheitlichender Absicht zusammengeführt werden könnten. Und wer dabei zu sehr auf die *Vorlagen* anderer schaut, riskiert auch sich eigene Ketten anzulegen und das Denken unnötig zu beschränken.

<sup>26</sup> Da jeder Verlag eine eigene Zitiervariante anbietet, ist das Spektrum an Möglichkeiten groß. Wichtig ist letztlich, dass einheitlich zitiert wird. In der Lehrpraxis haben sich die Richtlinien der „Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung“ (ZeFKo) bewährt ([http://www.afk-web.de/fileadmin/afk-web.de/data/ZeFKo/ZeFKo-Richtlinien\\_zur\\_Gestaltung\\_der\\_Endfassung\\_Version\\_1.4.pdf](http://www.afk-web.de/fileadmin/afk-web.de/data/ZeFKo/ZeFKo-Richtlinien_zur_Gestaltung_der_Endfassung_Version_1.4.pdf)).

Ich konzentriere mich daher im folgenden Abschnitt auf die innere Logik und Entwicklung der **Struktur**. Und dabei gilt unabhängig von der Benennung: Hausarbeiten wie Bachelor- und Masterarbeiten sind immer sogleich *wissenschaftliche* Arbeiten. Ich habe selbst eine Vielzahl von Haus- und Abschlussarbeiten lesen dürfen, deren argumentatives, methodisches und/oder theoretisches Niveau sich nicht hinter publizierten Artikeln verstecken muss. Im Gegenteil! Die Qualität steigt dabei in dem Maße, indem eine originelle, *eigenständige* Auseinandersetzung mit einer klar umrissenen wissenschaftlichen Fragestellung erfolgt, die mit Hilfe theoretischer Reflexion und methodischer Rahmung bearbeitet und beantwortet wird.

Die **Einleitung** ist zugleich Schaufenster und Wegweiser. Als Schaufenster soll sie über die Begründung der Problemstellung und ihrer wissenschaftlichen wie politischen Relevanz Neugierde zum Weiterlesen erzeugen. Als Wegweiser dient die Einleitung dazu, die theoretischen wie methodischen Orientierungspunkte und Weggabelungen vorzustellen und zu plausibilisieren. Letztlich reflektiert die Einleitung also den **Prozess wissenschaftlichen Arbeitens** – oder anders formuliert: die konstitutiven Schritte wissenschaftlicher Entdeckungslogiken spiegeln sich in der Einleitung wider. Ausgehend von 1.) einer Problemstellung, ihrer wissenschaftlichen/politischen Relevanz und den damit verbundenen Erkenntnisinteressen wird 2.) eine zentrale Fragestellung formuliert, die 3.) theoretisch und methodisch „gerahmt“ wird, um dann abschließend 4.) zu reflektieren, wie die Arbeit aufgebaut (gegliedert) wird bzw. in welchen Schritten die Argumentation erfolgt (roter Faden). Während in der **Problemstellung** durchaus noch „weiter ausgeholt“ werden kann, um ein spezifischeres Interesse (z.B. direkte oder strukturelle Gewalt gegenüber Migrant\*innen) in einen größeren Rahmen einzuordnen (hier: europäisches Migrationsregime und nationale Migrationspolitiken), besteht die zentrale Herausforderung darin, dieses Interesse in eine nachvollziehbare und klar eingegrenzte **Fragestellung** zu überführen. Die Fragestellung reflektiert die in der Problemstellung identifizierten Untersuchungsgegenstände und hilft als inhaltliche Leitlinie festzulegen, welche Aspekte in der Arbeit bearbeitet, analysiert und diskutiert werden – und welche eben nicht. Für die Umsetzung im Rahmen der eigenen Einleitung hilft vielleicht der „Trick“, zwischen dem eigentlichen analytischen Kern der Fragestellung (was soll politikwissenschaftlich verstanden oder erklärt werden?) und den eher deskriptiven „Ausführungsbestimmungen“ zu unterscheiden, die den räumlichen, zeitlichen und funktionalen Geltungsbereich der Frage festlegen (um bei dem oben genannten Beispiel zu bleiben: strukturelle/diskursive Gewalt gegenüber männlichen Migranten\* im deutschen Diskurs ausgewählter Leitmedien nach der „Kölner Silvesternacht“ 2015/16). Sowohl der analytische Kern als auch die „Ausführungsbestimmungen“ legen fest, was tatsächlich untersucht werden soll. Entsprechend gehört auch nur das, was für

die Beantwortung der Fragestellung/en erforderlich ist, in die Hausarbeit. In einem weiteren Schritt sollte dann erkennbar werden, in welchen **theoretischen Rahmen** das Thema und die eigenen Überlegungen eingebettet sind und entlang welcher **methodischer Vorgehensweisen** die Fragestellung beantwortet werden soll (z.B. nur mit Hilfe von Primär- und/oder Sekundärliteratur, durch Interviews, eigene Beobachtungen, qualitative Inhaltsanalyse, quantitative Datenanalysen, etc.). Weniger zielführend sind dabei Allgemeinplätze wie „ich beziehe mich auf einen herrschaftstheoretischen Ansatz“ oder „ich untersuche meinen Fall mit Hilfe qualitativer Methoden“. Es sollte bereits in der Einleitung etwas ausführlicher begründet werden, welche Theorie- oder Methodenvariante *genau* verwendet wird und warum *gerade diese* sich für die Problem- und Fragestellung in besonderer Weise eignet. Ganz ähnlich trifft diese Aussage auch für den letzten Abschnitt der Einleitung zu: die Darstellung des **Aufbaus der Arbeit** im Sinne der kurzen Vorstellung ihrer **inneren Argumentationslogik**. Wer nur das Gliederungsverzeichnis bzw. die Kapitelüberschriften in einzelne Sätze transformiert und aneinanderreihrt („im zweiten Kapitel kläre ich zentrale Begriffe, bevor ich dann im dritten Abschnitt die theoretischen Grundlagen diskutiere, die dann anschließend empirische untersucht werden und in einem Fazit, bezogen auf die Fragestellung, beantwortet werden“), verpasst die Chance, die Einleitung tatsächlich als analytischen *Wegweiser* zu nutzen und zu begründen, wie sie inhaltlich und systematisch argumentiert und wie Theorie/n, Methode/n und Empirie miteinander verzahnt sind.

Im **Hauptteil** wird das Thema in strukturierter Form entwickelt und darüber die Fragestellung beantwortet. In eher theoretisch orientierten Arbeiten wird im Hauptteil eine kritisch-reflektierte Diskussion von einer oder mehreren Theorien bezogen auf ein Ausgangsproblem im Mittelpunkt stehen. In eher empirisch-analytischen Arbeiten, werden zunächst zentrale Begrifflichkeiten geklärt (und gegebenenfalls genauer operationalisiert) und die theoretisch-konzeptionellen Überlegungen entwickelt und präzise ausformuliert. Theorien sind dabei jene (meist abstrakten) Interpretationsschemata bzw. **Rahmen**, mit deren Hilfe wissenschaftliche Erkenntnisse systematisiert (selektiert, geordnet) und interpretiert werden. Darauf aufbauend wird dann erst die eigentliche empirische Analyse durchgeführt. Wichtig ist es entsprechend, die zugrunde gelegte/n theoretischen Perspektive/n explizit zu machen und den vermeintlichen Leser\*innen zu vermitteln, welche Funktion „Theorie“ in der Arbeit hat bzw. in welchem Verhältnis Theorie und Empirie zueinander stehen (sollen empirische Phänomene mit Hilfe ausgewählter Theorie/n interpretiert/erklärt werden oder sollen ausgewählte Fälle herangezogen werden um die Reichweite einer Theorie zu überprüfen?). Dazu ein Tipp: Um die Argumentation konsistent und logisch nachvollziehbar zu entwickeln, bietet es sich an, im

Anschluss an die Vorstellung der begrifflichen und theoretischen Grundlagen ein **Zwischenfazit** einzubauen, das noch einmal jene zentralen theoretisch angeleiteten Untersuchungskriterien, inhaltsanalytische Kategorien oder Interpretationsschemata vorstellt, die in den Folgeabschnitten entsprechend die Untersuchung anleiten.

Mindestens ebenso wichtig wie die Klärung des theoretischen Rahmens ist die Bestimmung bzw. Einordnung zentraler **Begriffe**. Da wir gerade in der Politikwissenschaft mit zahlreichen wissenschaftlich wie politisch „umkämpften Begriffen“ konfrontiert sind (vgl. Flümann 2017; Göhler et al. 2013), ist es wichtig, die eigene Position und begriffliche Verwendung möglichst nachvollziehbar zu formulieren und im Hinblick auf die eigenen Forschungsabsichten zu plausibilisieren. Dass es letztlich keine allgemein akzeptierten Begriffe von Frieden, Gerechtigkeit, Gewalt, Extremismus, Sicherheit oder Freiheit gibt, ist allerdings auch nicht sonderlich überraschend. So spiegeln doch begriffliche und typologische Einordnungen nicht nur den theoretischen Standort der Betrachter\*in wider, sondern sind auch abhängig von historisch kontingennten Ausprägungen und den sich daran anschließenden sozialen wie wissenschaftlichen Deutungen, welche die erfahrene Realität bzw. ihren Wandel erfassen und strukturieren. Begriffe und Konzepte hängen ebenso mit (meta-)theoretischen Vorentscheidungen und Erkenntnisinteressen zusammen wie mit innerwissenschaftlichen „Kämpfen“ um Deutungshoheit. Außerdem sollten wir als Wissenschaftler\*innen nicht unterschätzen, dass die Einordnung gerader politischer Phänomene wie Krieg, Terrorismus oder Migration immer auch in einem politischen Kontext steht und entsprechend genutzt oder manipuliert wird.

Um dann bei **empirisch orientierten Forschungsarbeiten** zu vermeiden, dass der theoretische Rahmen und die empirische Analyse unverbunden nebeneinander stehen, sollten in der eigentlichen empirischen Untersuchung immer auch die Rückbezüge zu theoretischen Argumenten deutlich gemacht werden. Und ein weiterer Hinweis: Während in der Einleitung üblicherweise das theoretische und methodische Vorgehen bereits kurz skizziert wird, sollten dann im analytischen Hauptteil der Arbeit, die vertiefenden Überlegungen zu „Theorie“, „Methode“ und „Analyse“ (hier nur als beispielhafte Abfolge) systematisch getrennt diskutiert werden. Werden dagegen im eigentlichen „Theoriekapitel“ auch methodische Zugänge vorgestellt oder Informationen zur Fallbeschreibung eingestreut, dann erschwert dies nicht nur die Nachvollziehbarkeit der Argumentation, sondern schmälert auch die Qualität der Arbeit. Dies trifft auch auf Arbeiten zu, bei denen im Theoriekapitel lediglich Begriffe und Definitionen sowie vage theoretische Versatzstücke (einzelne Aussagen/Zitate aus der Literatur) aneinander gereiht werden, die als irgendwie relevant angesehen werden – für Leser\*innen jedoch kaum nachvollziehbar sind.

Wenn die Einleitung die Funktion eines *Wegweisers* durch die Arbeit übernimmt, dann befinden wir uns mit dem **Fazit** auf einer Art *Aussichtsplattform*, die Blicke zurück und nach vorn erlaubt. Der eigentliche Weg der theoretischen **Reflexion** und/oder empirischen Analyse ist abgeschlossen, Antworten sind gefunden worden, vielleicht aber auch neue Fragen aufgetaucht. Nun gilt es innezuhalten, um die gewonnenen Erfahrungen und **Erkenntnisse** im Lichte der formulierten Fragestellung/en genauer einzuordnen, das eigene Vorgehen kritisch zu reflektieren und einen Ausblick in die Ferne mit weiterführenden Fragen zu wagen. So selbstverständlich dabei erwartet werden kann, die eigenen Ergebnisse an die übergeordneten Herausforderungen der Problemstellung zurückzubinden und sie im Kontext des berücksichtigten Forschungsstandes und der gewählten fachspezifischen Debatte (in unserem Beispiel: Kritische Migrationsforschung) kritisch einzuordnen, so legitim und wichtig ist es auch, den Blick in die Ferne schweifen zu lassen. Entsprechend bietet es sich nun an, den geschärften Blick noch einmal zu nutzen, um identifizierte **Forschungslücken** (Desiderate) oder eigene **Schwächen** der gewählten Forschungsstrategie zu diskutieren. Das Bild der *Aussichtsplattform* habe ich dabei durchaus mit Bedacht gewählt; soll es doch signalisieren, dass wir mit einer einzelnen wissenschaftlichen Arbeit nur ein kleines Stück des Weges zurückgelegt haben – aber ja auch gar nicht gezwungen sind, die große und finale „Welterzählung“ anzubieten (einmal abgesehen davon, ob wir sie theoretisch überhaupt für vorstellbar oder wünschenswert halten). Und selbst wenn wir bei unserer Rast feststellen, dass dieser Weg wenig erfolgversprechend war, sich vielleicht sogar als Irrweg erwiesen hat, bleibt die Arbeit dennoch eine *wissenschaftliche* Arbeit (sofern sie freilich alle oben genannten Voraussetzungen erfüllt). Auch Ergebnisse, die unseren Erwartungen nicht entsprechen und die uns vielleicht theoretisch nicht passen, bleiben immer noch wichtige Erkenntnisse. Wichtig ist es, den Weg dorthin und die Deutung dessen stets transparent zu gestalten und plausibel die eigene/n Interpretation/en zu begründen.

Obwohl schon so viele Aspekte angesprochen worden sind, gibt es dann auch für die Phase der **Finalisierung** einer wissenschaftlichen Arbeit noch einige Tipps: Erstens sollte unbedingt am Ende der Arbeitsphase noch einmal geprüft werden, ob tatsächliche *alle* Teilfragen der Arbeit beantwortet werden. Für Gutachter\*innen wird es schwierig, eine Hausarbeit oder Bachelorarbeit noch positiv zu wertschätzen, die beispielsweise drei zentrale „Teilfragen“ formuliert, davon aber letztlich nur eine beantwortet. In diesem Fall sollte es aber ein Leichtes sein, die Formulierung in der Einleitung auf die eine untersuchungsrelevante Frage zuzuspitzen. Zweitens nutze ich selbst immer die Strategie, bei einem fertigen Text – entweder am Bildschirm oder als Ausdruck (mit Textmarker) – die zentralen Argumente eines jeden Absatz-

zes zu markieren (spätestens jetzt sollte auch deutlich geworden sein, warum in diesem Text immer mindestens ein Begriff pro Absatz fett markiert worden ist) . So erkenne ich einerseits, ob der **rote Faden** tatsächlich sichtbar und nachvollziehbar ist. Andererseits bietet sich so noch einmal die Möglichkeit, zu prüfen, ob auch tatsächlich alle Argumente und Absätze für die Beantwortung der Fragestellung relevant sind. Dies führt oft zu sehr deutlichen **Kürzungen** des Textes – der dadurch aber meist an Klarheit und Argumentationskraft gewinnt! Dies lässt sich drittens noch dadurch verbessern, dass der Text von Dritten Personen „gegengelernt“ und vor allem im Hinblick auf nachvollziehbare Sprache (Ausdruck), Rechtschreibung, Grammatik und formale Kriterien auf Herz und Nieren geprüft wird. Dies sollte dann selbstverständlich im Arbeits- und Zeitplan von vornherein mitberücksichtigt werden.

#### 4. Fragen und Antworten

Im abschließenden Kapitel werden noch einmal jene formalen und technischen Fragen aufgegriffen, die sich in der Regel in der finalen **Überarbeitungsphase** der Arbeit kurz vor der Abgabe ergeben. Wer die folgenden Punkte jedoch frühzeitig bedenkt, spart sich Zeit und möglicherweise auch Stress in der oft turbulenten Phase der Überarbeitung und Fertigstellung der eigenen Arbeit. Für alle sind die Punkte jedoch so gegliedert, dass noch einmal die wichtigsten „technischen Aspekte“ – vom Deckblatt bis zur Erklärung, dass die Arbeit eigenständig verfasst worden ist – überprüft werden können.

##### *Worauf muss ich sprachlich achten?*

Die wohl einfachste, aber auch nachdrücklichste Antwort auf diese Frage lautet: auf **nicht-rassistische Formulierungen** und eine **nicht-sexistische Sprache**. Angesichts der kolonialen Verstrickungen europäischer Wissenschaftler\*innen tragen wir eine besondere Verantwortung, aus kolonialen Herrschaftsverhältnissen hervorgebrachte Wissensbestände zu dekolonialisieren, epistemische Gewaltverhältnisse abzubauen und damit verbundene sprachliche Formen der Diskriminierung und Rassifizierung zu überwinden (siehe dazu u.a. Arndt/Ofuatey-Alazard 2011). Dies gilt gleichermaßen für Formen sexistischer Sprache. Mit der Verwendung des **Gender-Stars** machen Autor\*innen deutlich, dass Geschlecht nicht nur sozial/politisch/diskursiv konstruiert wird, sondern dass es auch vielfältige Geschlechtsidentitäten jenseits der Binarität „weiblich/männlich“ gibt. In wissenschaftlichen Arbeiten sind auch andere Formen nicht-sexistischer Sprachverwendung wie Forscherinnen und Forscher, Forsche-

rInnen oder Forscher\_innen möglich und gebräuchlich. Die eigene Wahl sollte dann stets in einer der ersten Fußnoten kurz ausgeführt und begründet werden.

Eine Selbstverständlichkeit sollte es auch sein, **zentrale Begriffe** genauer einzugrenzen und zu definieren. Dies betrifft nicht nur „umkämpfte Begriffe“ wie Gerechtigkeit, Demokratie oder Extremismus, sondern auch Kernbegriffe wie „Politik“ selbst. Um dabei auf die weiter oben diskutierten erkenntnistheoretischen „Grundpositionen“ zurückzukommen: Während ein normativ orientiertes Verständnis „Politik“ eher als Zweck zur Herstellung einer ‚guten‘ und ‚gerechten‘ Ordnung versteht, verweisen empirisch-analytische oder auch historisch-dialektische Politikbegriffe sehr viel stärker auf die Ausübung, die Bewahrung oder die Veränderung von Herrschaft bzw. von politischen und/oder ökonomischen Machtbeziehungen. Darüber hinaus ist es wichtig, **spezielle Begriffe** (z.B. „epistemische Gewalt“), die innerhalb bestimmter theoretischer Debatten und Kontroversen „verhandelt“ werden und für das weitere Verständnis der Arbeit von besonderer Bedeutung sind, genauer zu bestimmen und im Hinblick auf die eigenen Analyseschritte zu plausibilisieren (mitunter reicht hier schon eine klärende und weiterführende Fußnote).

Darüber hinaus ist es kein Qualitätsmerkmal, Eigenarten der **Wissenschaftssprache** einfach nur zu kopieren. Die Benutzung vieler lateinischer oder (alt-)griechischer Fremdwörter mag auf die humanistische Bildung der Verfasser\*innen verweisen. Wenn aber ein Text in wissenschaftlichen oder öffentlichen Diskursen nicht verstanden wird, bleibt der stilistische Rückgriff auf **Fremdwörter** letztlich wertlos – ja, mitunter ist er gar kontraproduktiv, wenn eigentlich gute Ideen und Erkenntnisse nur von einer kleinen Wissenschaftselite im „Elfenbeinturm“ gelesen und verstanden werden, aber so keine gesellschaftliche Relevanz erzielen. Bestimmte Fachbegriffe sind wichtig, gerade Fremdwörter lassen sich aber oft einfach „ins Deutsche“ übersetzen. **Ausnahmen** bilden Begriffe, die Eingang in den (wissenschaftlichen) Diskurs gefunden haben, für die es keine adäquate Übersetzung gibt (z.B. *Peacekeeping*) und von denen ausgegangen werden kann, dass sie weithin verstanden werden. Wenn die massenhafte Verwendung von Fremdwörtern zu vermeiden ist, dann gilt dies auch für komplizierte Bandwurmsätze und umständliche **Formulierungen**. Ebenso ungeeignet sind extrem flapsige, umgangssprachliche **Ausdrucksweisen**, die kaum analytische Aussagekraft besitzen (z.B. „krasse Gewalt“), sowie unvereinbare Zuschreibungen („Friedenspanzer“, „gewaltssamer Frieden“) oder Tautologien („in diesem Krieg wird viel Gewalt angewendet“).

Wichtiger als die unreflektierte Übernahme der Wissenschaftssprache, sind die inhaltliche Argumentation und die Entwicklung eines **eigenen Stils**. Dabei ist es mehr als nur legitim,

eine „aktive“ Sprache zu verwenden (und passiv-Konstruktionen zu vermeiden) und auch in der **Ich-Form** zu schreiben: „Ich argumentiere, dass...“ (statt: „die Arbeit stellt die These auf“). Schreibt dabei so, dass ihr den Text am Ende selbst gern lesen würdet, er aber auch von Wissenschaftler\*innen wie von einer interessierten (politischen) Öffentlichkeit verstanden werden kann. Gerade in der Einleitung und im Fazit, sollte dann über die Verwendung der ersten Person auch immer wieder deutlich gemacht werden, welche erkenntnistheoretische Position „ich“ vertrete und zu welchen Ergebnissen „ich“ gekommen bin.

#### *Merkzettel*

- habe ich auf eine nicht-sexistische und nicht-rassistische Sprache geachtet?
- werden alle zentralen und speziellen Begriffe nachvollziehbar diskutiert und definiert?
- habe ich Fremdwörter auf ein Minimum reduziert und darauf geachtet, umständliche Formulierungen und umgangssprachliche Ausdrücke zu vermeiden?
- habe ich die Arbeit in einer möglichst „aktiven“ Sprache geschrieben, die auch meine Position als Verfasser\*in sichtbar werden lässt?

#### *Wie zitiere ich „richtig“?*

Die Frage nach der „richtigen“ **Zitation** wird mit am häufigsten gestellt. Dabei ist die doppelte Antwort so naheliegend wie kurz: einheitlich und logisch nachvollziehbar (in sich schlüssig). Und zweitens: „die“ richtige Zitation gibt es nicht. Abhängig ist dies von institutionellen Anforderungen (nahezu jede Zeitschrift hat ihre eigene Zitationsregeln) und individuellen Vorlieben durch Betreuer\*innen. So schlage ich selbst die „Richtlinien zur Gestaltung der Endfassung“ der „Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung“ (ZeFKo) vor.<sup>27</sup> Die damit verbundene Zitierweise des „**Harvard Systems**“ in Form von „(Nachname Jahr: Seite)“ hat sich einerseits in politikwissenschaftlichen Publikationen bestens bewährt. Andererseits bietet es nicht nur die Möglichkeit, mit der eigenen Argumentation im Fließtext sogleich auf zentrale Autor\*innen zu verweisen („vgl.“, „siehe u.a.“), sondern verbunden ist damit auch der Vorteil, die **Fußnoten** für ergänzende begriffliche und inhaltliche Anmerkungen zu reservieren.<sup>28</sup> Wer selbst eine andere Zitationsweise bevorzugt, kann diese selbstverständlich auch weiterhin nutzen, solange dies in einheitlicher und in sich schlüssiger Art und Weise geschieht.

<sup>27</sup> Verbunden ist damit die Empfehlung, sich möglichst frühzeitig im Forschungsprozess mit den wesentlichen Aspekten vertraut zu machen: [http://www.zefko.nomos.de/fileadmin/zefko/doc/ZeFKo-Richtlinien\\_Gestaltung\\_der\\_Endfassung\\_Version1.4.pdf](http://www.zefko.nomos.de/fileadmin/zefko/doc/ZeFKo-Richtlinien_Gestaltung_der_Endfassung_Version1.4.pdf)

<sup>28</sup> Werden Fußnoten sowohl für Literaturangaben als auch für Anmerkungen genutzt, führt dies nicht nur zu einer Vervielfachung von Fußnoten, sondern es erschwert letztlich auch die Lesbarkeit eines Textes.

Und dennoch: So notwendig die klare Orientierung an einem einheitlichen Zitiersystem ist – und so hilfreich die jeweiligen „Richtlinien“ der Verlage und Zeitschriften sind –, nicht alle Fragen können damit beantwortet werden. Daher will ich hier zumindest noch einige ergänzende Hinweise geben, die in der Praxis immer wieder auftauchen: Erstens stellt sich häufig die Frage nach dem Umgang mit **Originalzitaten** in den verwendeten Quellen, d.h. direkte Zitate in den verwendeten Texten, die selbst weiterverwendet werden sollen. In diesen Fällen empfiehlt es sich, *immer* die Originalquelle der aktuellsten Auflage aufzuspüren und zu verwenden; nur so ist letztlich garantiert, dass auch exakt zitiert wird und dass der argumentative Kontext, in dem das Zitat steht, richtig verstanden und wiedergegeben wird. Zweitens sollte nur das zitiert und in das Literaturverzeichnis aufgenommen werden, was auch wirklich **selbst gelesen** und in der Arbeit verwendet wird. Drittens muss es sich dabei nicht nur um „klassische“ Primärquellen (Dokumente, Reden etc.) und Sekundärtexte (Monographien, Sammelbände, Aufsätze) handeln. Auch **alternative Materialien** (u.a. Dokumentation, Film, Kunst, Internet) jenseits von herkömmlich publizierten Textformaten können für die Umsetzung der eigenen Forschungsidee relevant sein – und lassen sich entsprechend der ausgewählten Zitierweise einbinden.<sup>29</sup> Weder eine „Zitierpolizei“ noch „Zitierkartelle“, die darüber befinden, was relevant zu sein hat, sollte eine produktive, kreative Wissenschaft einschränken.

#### *Merkzettel*

- werden alle Kriterien einer einheitlichen Zitierweise eingehalten?
- habe ich möglichst immer auch die genauen Seitenzahlen angegeben?
- habe ich bei Internet-Quellen auch den kompletten URL und das Datum der Ansicht bzw. des Downloads angeführt?
- ist mein Literaturverzeichnis in einer alphabetischen Ordnung angelegt?

#### *Wann begehe ich ein Plagiat?*

Dass die Arbeit eigenständig verfasst wird und alle verwendeten Quellen einheitlich wie nachvollziehbar angegeben werden, zählt zu den **Regeln** „guter wissenschaftlicher Praxis“. Und die weitaus meisten Forscher\*innen handeln auch entsprechend. Wer sich dagegen im eigenen Text geistiges Eigentum anderer unter Anmaßung eigener Autor\*innenschaft aneig-

<sup>29</sup> Zu typischen Materialien zählen Arbeitspapiere, Tagungspapiere und -berichte, Abschlussarbeiten, NGO-Reports und diverse Formen medialer Berichterstattung und Dokumentationen (in Print- und Onlinemedien). Häufig wird für diese Quellen auch der Begriff der „grauen Literatur“ verwendet. Da dieser jedoch in abwertender Weise eine geringere Wertigkeit der Quellen suggeriert, halte ich ihn für nicht angemessen.

net, begeht ein **Plagiat**. Und dies gilt unabhängig davon, ob ich nur „indirekt“ auf Ideen anderer Autor\*innen zurückgreife oder „direkt“ Passagen anderer Texte übernehme. Dementsprechend sind sowohl wörtliche, direkte Zitate als solche auszuweisen als auch indirekte Verweise auf andere Quelle eindeutig kenntlich zu machen. Geschieht dies nicht, sprechen wir von einem Plagiat. Darunter fallen a) die wortwörtliche Übernahme von Satzbausteinen, Sätzen oder ganzen Teilen anderer Texte ohne Angabe der entsprechenden Quellen (Textübernahme), b) die Übernahme von Ideen oder von Textteilen, die lediglich leicht umformuliert werden, aber ohne Angabe der Quelle in den eigenen Text eingebaut werden (Paraphrase) sowie c) die Übersetzung einer fremdsprachigen Arbeit, die ohne Quellenangabe als Eigenleistung dargestellt wird.<sup>30</sup> Natürlich ist es mitunter schwer, zu rekonstruieren, woher wir bestimmte Ideen haben. Ebenso kann sprichwörtlich das Rad nicht immer neu erfunden werden. Daher empfiehlt es sich, rechtzeitig im **Forschungsprozess** die gelesene Literatur in ein Verzeichnis (oder gar in ein Literaturverwaltungsprogramm) aufzunehmen und im **Schreibprozess** immer gleich die Quellenangaben hinzuzufügen. Dabei sollte der **Grundsatz** gelten: lieber ein Hinweis mehr, als mit fehlenden Angaben das Risiko eines Plagiats einzugehen. Und letztlich erfüllen vollständige Zitationen dann nicht nur die Kriterien einer „guten wissenschaftlichen Praxis“, sondern Literaturangaben sind immer auch eine Art der Dienstleistung gegenüber Leser\*innen, das eigene Wissen über die angebotenen Referenzen gezielt zu erweitern.

#### *Merkzettel*

- habe ich alle direkten und indirekten Zitate als solche kenntlich gemacht?
- werden alle angegebenen Quellen im Text auch im Literaturverzeichnis angeführt?

#### *Wie soll die Arbeit formatiert werden?*

Es gibt sicher kaum eine Frage, um es zum Abschluss einmal ironisierend zu formulieren, die bei Betreuer\*innen beliebter ist (sie wird höchstens noch „getoppt“ von der Frage nach der „richtigen“ Zitationsweise, doch dazu siehe Punkt 5.3). Meine erste Reaktion ist meist ein leicht verzweifeltes, aber durchaus ernst gemeintes „it depends“! Doch warum kommt es darauf an? Weil nicht nur die Welt der Theorien und Methoden bunt ist, sondern auch Dozierende, Institute, Fachbereiche, Universitäten und Verlage unterschiedliche „Vorgaben“ formulieren bzw. verschiedene „formale Vorlieben“ haben.

<sup>30</sup> Siehe dazu auch: Amtsblatt der FU Berlin, 29/2002; <http://www.fu-berlin.de/forschung/service/Ehrenkodex-ab292002.pdf>

Ich habe beispielsweise diesen Text genau so formatiert, wie ich mir das von wissenschaftlichen Arbeiten, die ich selbst zu lesen bekomme, wünsche: 1.) mit der **Schriftart** „Times New Roman“ und „12er“ **Schriftgröße** (auch Garamond oder Calibri wären sicher Optionen gewesen); 2.) einem **Rand** von 2,5cm (bis 3cm) links und rechts; 3.) einem **Abstand** von 1,5 Zeilen innerhalb der Absätze sowie „6pt“ hochgestellt zwischen einzelnen Absätzen (oder einer Leerzeile); 4.) der **Ausrichtung** des Textes auf „Blocksatz“ (alle Zeilen werden auf gleiche Breite gebracht), die dazu beiträgt, die Absatzstruktur – und damit die Argumentationsführung – besser nachvollziehen zu können; 5.) mit nummerierten **Fußnoten** und einem „Sonderzug/hängend“ (0,5-1cm), damit die Fußnoten „auf den ersten Blick“ gut erfasst werden können (Endnoten am Ende des Texts eignen sich dafür weniger gut); sowie 6.) mit durchgehenden **Seitenzahlen** (wo genau diese platziert werden, ist weniger wichtig als die Tatsache, *dass sie angegeben werden*).

Über die Formatierung im engeren Sinne hinaus kann die eigene Arbeit auch ein **Abstract** enthalten (als Zusammenfassung der Kernaussage/n in maximal 150 Wörtern). Weitaus wichtiger, ja sogar unerlässlich ist ein **Inhalts- bzw. Gliederungsverzeichnis** mit aussagekräftigen Kapitelüberschriften (einzelne Schlagwörter oder ganze Sätze sollten vermieden werden) sowie selbstverständlich auch mit Seitenzahlen. Die Gliederung reflektiert die (im Text fett geschriebenen) Kapitel- und Zwischenüberschriften, die sich auf zwei oder drei Ebenen beschränken und systematisch durchnummeriert werden sollten.<sup>31</sup>

Arbeiten, die aufgrund ihrer Thematik mit zahlreichen **Abkürzungen** arbeiten (z.B. im Kontext von Organisationsforschung), sollten diese nicht nur, wie grundsätzlich üblich, bei der ersten Angabe im Text auch benennen, sondern im Anschluss an das Inhaltsverzeichnis in einem Abkürzungsverzeichnis in alphabetischer Reihung angeben. Sollten zudem viele **Abbildungen** (u.a. Grafiken, Schaubilder, Tabellen) in die Arbeit eingebunden werden, kann sich ein eigenes Abbildungsverzeichnis anbieten (ebenfalls im Anschluss an das Inhaltsverzeichnis), das diese in Form einer numerischen Gliederung erfasst (ähnlich wie beim Gliederungsverzeichnis der einzelnen Kapitel).

---

<sup>31</sup> Die „Nummerierung“ beginnt bereits mit der „Einleitung“ und sollte nach einheitlichen Kriterien erfolgen (z.B. 1., 2., 2.1., 2.2, 2.2.1, 2.2.2). Weiterführende Hinweise finden sich in den ZeFKo-Richtlinien: [http://www.zefko.nomos.de/fileadmin/zefko/doc/ZeFKo-Richtlinien\\_Gestaltung\\_der\\_Endfassung\\_Version\\_1.4.pdf](http://www.zefko.nomos.de/fileadmin/zefko/doc/ZeFKo-Richtlinien_Gestaltung_der_Endfassung_Version_1.4.pdf)

### **Merkzettel**

- habe ich auf eine einheitliche und durchgängige Formatierung geachtet?
- gibt es ein Inhaltsverzeichnis und plausible Kapitelüberschriften?
- habe ich auf Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis und dem eigentlichen Text geachtet?
- ist es evtl. ein Abkürzungs- oder Abbildungsverzeichnis anzulegen?

### **Wie gestalte ich das Deckblatt und den Titel meiner Arbeit?**

Das **Deckblatt** einer wissenschaftlichen Arbeit hat eine doppelte Funktion: es soll erstens hinreichend über die\*den Verfasser\*in und den Kontext, in dem die Arbeit entstanden ist, aufklären. Neben dem Verweis auf den eigenen Namen (sowie Matrikelnummer und E-Mail-Adresse) sollten entsprechend Informationen zum besuchten Seminar (Seminartitel, Dozierende\*r), zum Studiengang, zum aktuellen Fachsemester sowie zum Datum der Abgabe enthalten sein. Der Kreativität in der Gestaltung sind eigentlich keine Grenzen gesetzt (selbst bildliche Darstellungen können, ähnlich wie dies bei vielen Büchern der Fall ist, integriert werden), mitunter ist aber Schlichtheit schlicht „mehr“. Zweitens sollte der **Titel der Arbeit** zentraler und informativer *Eyecatcher* der Arbeit sein – und in Platzierung und Schriftgröße auch besonders herausgestellt werden.

Der Titel der Arbeit sollte so originell wie nachvollziehbar formuliert werden, aber nicht die Formulierung der Fragestellung reproduzieren (und auch nicht mehr als zwei oder drei Zeilen umfassen). Dazu bietet es sich immer an, einen eher plakativen **Obertitel** mit einem stärker analytisch-fokussierteren **Untertitel** zu kombinieren. Wer sich also beispielsweise in seiner Fragestellung dafür interessiert, welcher Zusammenhang zwischen der diskursiven Versichertheitlichung von Migration seitens der Europäischen Union und den sicherheitspolitischen Praktiken der Migrations- und Grenzkontrolle (durch die Sicherheitsagentur FRONTEX) bestehen (und diese mit Hilfe einer Inhaltsanalyse bearbeiten will), könnte mit pointierten Obertiteln wie „B/Ordering Migration“, „Migration im Spannungsfeld von Raumwandel, Kontrolle und Gewalt“ oder „Menschenrechte und humanitäre Normen am Scheideweg“ zunächst allgemein auf die gewaltvollen, raum- und kontrollpolitischen Ausgangsproblematiken aufmerksam machen, um dann im Untertitel auf den eigentlichen analytischen Kern zu verweisen: „Eine inhaltsanalytische Untersuchung der Europäischen Grenzdiskurse und ihrer sicherheitspolitischen Implikationen“ (evtl. ergänzt mit dem Zusatz: „am Beispiel der Sicherheitsagentur FRONTEX und ihrer Operationen Poseidon und Triton“).

Da der Titel für **Abschlussarbeiten** (BA, MA) bereits im Rahmen der Anmeldung angegeben werden muss, sollte dieser zunächst noch nicht zu spezifisch ausformuliert werden. Da sich erfahrungsgemäß im Forschungsprozess die Wege der eigenen Problemstellung noch häufiger gabeln, sollte zunächst vor allem ein aussagekräftiger Obertitel angegeben werden, aus dem einerseits hervorgeht, dass es sich um eine politikwissenschaftliche Arbeit handelt (ein Titel wie „Fluchterfahrungen“ mag auf erkenntnisbringende Auswirkungen der Wechselwirkungen von Kriegsgewalt und Flucht hinweisen, bleibt aber letztlich für die Politikwissenschaft noch zu unspezifisch). Andererseits sollte der anzugebende Titel der Arbeit schon auf das eigentliche analytische Erkenntnisinteresse bzw. die Problemstellung der Arbeit verweisen (das oben genannte Beispiel „B/Ordering Migration“ mag dann für eine wissenschaftliche Arbeit, in der sogleich auch der Untertitel genannt wird, noch gut funktionieren, als alleiniger Titel im Anmeldeverfahren einer Abschlussarbeit, würde dies nicht ausreichen).<sup>32</sup>

#### *Merkzettel*

- erfüllt mein Deckblatt alle formalen Anforderungen und Autor\*innen-Hinweise?
- ist mein Titel (Ober- und Untertitel) so gewählt, dass die Thematik „intuitiv plausibel“ nachvollziehbar ist?
- gibt mein Titel wieder, was in der Arbeit behandelt wird?

#### ***Welchen Umfang soll mein Exposé bzw. darf meine Hausarbeit haben?***

Studien- und Prüfungsordnungen formulieren ebenso klare **Vorgaben** für den Umfang (Wort- oder Zeichenzahl) einer Arbeit wie wissenschaftliche Verlage. Dieser sollte im Schreibprozess auch immer im Auge behalten werden (ebenso wie die rechtzeitige Prüfung, ob zum angegebenen Limit auch Fußnoten und/oder das Literaturverzeichnis zählen!). In der **Praxis** können dann die formalen Vorgaben meist um zehn Prozent über- oder unterschritten werden. Besteht das Ziel darin, eine Hausarbeit zu schreiben, sollte das **Exposé/Forschungsdesign** ca. drei bis vier Seiten haben und 1.) einen besonderen Schwerpunkt auf die Problem- und Fragestellung legen, 2.) erste Hinweise zum Forschungsstand geben, 3.) das theoretischen/methodischen Vorgehen skizzieren, 4.) einen Arbeits- und Zeitplan und eine grobe Gliederung entwickeln sowie 5.) ein alphabetisch angelegtes Literaturverzeichnis enthalten. Bei **Abschluss-**

<sup>32</sup> Dieses Verfahren entspricht dann zwar nicht der Logik von Forschungsprozessen, lässt sich aber aus organisatorischen Gründen (Genehmigung des Themas und der Betreuer\*innen durch den Prüfungsausschuss) nicht anders regeln. Immerhin kann an der Freien Universität Berlin in Ausnahmefällen (auf Antrag und mit schriftlicher Unterstützung der Erst- und Zweitgutachter\*in) ein Antrag auf Änderung des Themas an den Prüfungsausschuss gestellt werden.

**arbeiten** steigt nicht nur der Umfang eines Exposés (BA: 5-8 Seiten; MA: 7-10 Seiten), sondern es wachsen auch die Erwartungen in eine klare Formulierung/Eingrenzung der Fragestellung und in eine plausible und nachvollziehbare Strategie zur methodischen und theoretischen Umsetzung der Idee.<sup>33</sup> Wichtig ist es, bereits beim Exposé alle formalen Standards und sprachlichen Anforderungen zu beachten, die auch für eine wissenschaftliche Arbeit im eigentlichen Sinne (Hausarbeit, Aufsatz) gelten.

Sollte die fertige wissenschaftliche Arbeit dann am Ende deutlich über der Vorgabe liegen, kann dies durchaus auch Chancen bergen. Es bietet sich nämlich die Möglichkeit, die Arbeit noch einem gründlich – im Lichte der Fragestellung – zu **überarbeiten** und zu **kürzen**. Dies kann insofern auch inhaltlich klarend wirken und die Lesbarkeit erhöhen, weil vor allem jene Passagen „entschlackt“ werden können, die im Zuge des oben angesprochenen „**Selbstvergewisserungswissen**“ recht früh den Weg in die Arbeit gefunden haben (u.a. historische Überblicke, Beschreibungen von „Kontexten“), für die eigentliche Argumentation nun aber kaum noch oder gar nicht mehr relevant sind.

#### *Merkzettel*

- entspricht der Umfang meines Exposés/meiner Arbeit den Anforderungen?
- habe ich beim Exposé alle wichtigen inhaltlichen Aspekte erfasst?
- ist alles relevant? wo besteht noch Kürzungspotenzial?

#### *Und wenn ich doch noch Fragen habe?*

*Dann Fragt nach!* Politikwissenschaft lebt einerseits vom Diskurs und der gemeinsamen Suche nach Antworten auf problematische Herrschafts- und Gewaltverhältnisse. Andererseits können aber auch Hilfestellungen bei formalen/technischen Problemen das eigene Arbeiten erleichtern. Rechtzeitiges und inhaltliches fokussiertes **Nachfragen** ist zwar keine Garantie für eine gute wissenschaftliche Arbeit, es steigt jedoch die Wahrscheinlichkeit, dass bereits im Vorfeld (also quasi auf den ersten, noch scheinbar entspannten Kilometern des Marathons), wichtige Aspekte an Klarheit gewinnen und der Fokus auf die eigentliche wissenschaftliche Arbeit gelegt werden kann. Und: fragt *rechtzeitig* nach! Wer sich eine ganze lange Woche mit einem Problem quält, dann aber doch irgendwann eine (hoffentlich produktiv-befreiende)

<sup>33</sup> Bei Promotionsvorhaben kann der Umfang noch weiter auf bis zu 15 Seiten steigen. Zudem sollten für die Entwicklung eines Exposés auch die Richtlinien für die Antragsstellung der betreffenden Förderinstitution berücksichtigt werden. Bei Anträgen auf Förderung von Forschungs- und Promotionsvorhaben sollten grundsätzlich die jeweiligen formalen Richtlinien (Aufbau des Antrags, Schwerpunkte, Sprache) der Förderinstitution genau studiert und eingehalten werden, um später keine bösen Überraschungen zu erleben.

Antwort erhält, wird sich ärgern, nicht schon vorher gefragt zu haben. Dabei gilt aber auch: Wir sollten nicht so vermassen sein, immer auch auf alles Antworten zu erhalten. Letztlich ist nicht nur unser individuelles **Wissen** begrenzt, vergleichbar mit einer kleinen Insel von Wissen in einem Meer von Unwissen, sondern die kollektiv geteilten Wissensinseln liegen oft weit entfernt in fernen Ozeanen und sind nur selten durch Brücken verbunden – und oftmals gar nur Phantasiegebilde, die bei näherer Betrachtung seifenblasengleich zerplatzen. Ob wir dann mehr und weiter sehen, wenn wir auf einer dieser Inseln auf den Schultern von „Giganten“ stehen, überlasse ich eurem eigenen Urteil – meines kennt ihr nun!

#### *Merkzettel*

- habe ich noch Fragen, die ich am Ende des Exposés anführen kann?
- habe ich die Möglichkeit und ausreichend Zeit eingeplant, das Exposé/die Arbeit gegenlesen zu lassen?
- gibt es Fragen, die so gravierend sind, dass ich mich an meine\*n Betreuer\*in wenden sollte?

Kritisches **Feedback** sollte dabei nicht als Rückschlag verstanden werden, sondern Ansporn für die weiteren Arbeitsschritte sein. Dazu zwei, drei praktische Tipps: Die Kritikpunkte sollten nicht nur systematisch notiert werden, sondern entlang ihrer Bedeutung und Umsetzbarkeit auch differenziert und hierarchisiert werden. Hinweise zum sprachlichen Ausdruck und zur Entwicklung der Argumentation („Leseverständnis“) sind sicher leichter und schneller umzusetzen als Anmerkungen zur theoretischen/methodischen Rahmung der Arbeit. Wer dann im **Überarbeitungsprozess** zunächst jene Punkte abgearbeitet hat, die sich eher schnell und leicht umsetzen lassen, wird vielleicht sogar die Erfahrung machen, dass die „größeren Brocken“ mit etwas zeitlichem **Abstand** gar nicht mehr so dramatisch erscheinen. Doch selbst wenn die Kritik dann substantielleren Charakter hat, „steckt den Kopf nicht in den Sand“! Die wissenschaftliche Auseinandersetzung lebt von der Kritik. Dennoch kann es natürlich vorkommen, dass sich das eigene Projekt im Lichte der Kritik, den aktuell verfügbaren „Wissensressourcen“ und/oder begrenzter Informationsverfügbarkeit (schlechte Datenlage, problematischer Zugang zu Interviewpartner\*innen) als noch nicht umsetzbar erweist. Dann gilt es, nicht allzu lange an der (Lieblings-)Idee festzuhalten, sondern das Thema notfalls auch radikal zu modifizieren oder (vorläufig) ganz zu verwerfen. Je wertschätzender und verantwortungsbewusster wir in dieser Phase alle miteinander kommunizieren, desto leichter sollte dieser Schritt fallen. In Kolloquien wie Sprechstunden sollte daher auch die Regel gelten: Wer

substantielle Kritik äußert, sollte am Ende immer auch alternative, konstruktiv-produktive Wege aufzeigen können!

## 5. Was sonst noch zu sagen ist

*Probiert euch aus!* Entwickelt nicht nur einen eigenen Sprachstil, sondern schaut auch mal in **andere Richtungen**. Wer in Einführungsvorlesungen oder Bibliotheksführungen nur die Standarddatenbanken zur Literaturrecherche erlernt, läuft Gefahr, nur die „verschlagworteten“ Artikel und sich wechselseitig zitierenden Wissenschaftler\*innen (etwa bei „google scholar“) zu verwenden (und damit selbst Teil eines „Zitierkartells“ zu werden). Daher lohnt es sich, einfach mal einen ganzen Tag in der Bibliothek zu verbringen und die Monographien und Zeitschriftenregale zu durchstöbern (und durchbrecht hier einmal den Forderungen nach „Systematik“ durch bewusst „unsystematisches“ Vorgehen). Und selbst wenn ihr dabei nur Anregungen für das nächste Referat oder die nächste Hausarbeit finden solltet, hat sich das „Her-austreten aus der Routine“ schon gelohnt! Sich auszuprobieren kann dann aber auch bedeuten, nicht nur „klassische“ Texte zu lesen, sondern einmal andere „Formate“ in die wissenschaftliche Analyse einzubeziehen (z.B. Formen der visuellen Kommunikation wie Bilder oder Filme; Kunst- oder Theater-Performances).

*Entfaltet eure kritischen Positionen und macht diese in der Arbeit sichtbar!* Darunter fällt gleich mehrerlei: erstens die **Offenlegung** der Gründe zur Auswahl der Untersuchungsperspektiven und Analyseeinheiten sowie die damit verbundene Herstellung größtmöglicher Transparenz der einzelnen Analyseschritte; zweitens die **Reflexion** der verwendeten Abstraktionen (u.a. Staat/Raum) und der damit verbundenen Essentialisierung/Kulturalisierung von Identitäten (Bedingungen der räumlichen und zeitlichen Kontexte der verwendeten Theorien mitbedenken); drittens – gerade bei Fallstudien und Fallvergleichen – die **Überwindung** des Raumfetischismus und der Konstruktion des „Hier so/dort anders“ sowie eine damit einhergehende **Verschiebung** der Perspektiven (z.B. nicht fixierte territoriale Räume zum Gegenstand der Untersuchung machen, sondern die diskursive Produktion von Räumen wie „die Balkanroute“ oder „sichere Herkunftsländer“ und die daraus resultierenden Folgen untersuchen); sowie viertens die **Berücksichtigung** der möglichen wissenschaftlichen und politischen Konsequenzen der eigenen Forschung.

*Sapere aude!* – oder in der Interpretation von Immanuel Kant: „Habe Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen“! Das bedeutet gleich mehrerlei: *Erstens* sollte uns ein beständi-

ger **Zweifel** an bestehenden Herrschaftsverhältnissen (innerhalb wie außerhalb der Wissenschaft) begleiten – was bereits im Hinblick auf die Gewaltverstrickungen von Diskursen über die „Schaffung“ von „Frieden“ zu zahlreichen Problem- und Fragestellungen führt. *Zweitens* gibt es gar keinen einsichtigen Grund, allein die am meisten zitierte Literatur und die von Lehrenden für besonders relevant gehaltenen Texte zu konsultieren. Gerade Debatten jenseits der „Lehrmeinung“ und des wissenschaftlichen Mainstreams können so notwendig wie bereichernd für die eigene Forschung sein. Und – wie ich bereits oben deutlich gemacht habe – „Lehrmeinungen“ wie die Kantsche Friedenstheorie sind durchaus verstrickt in rassifizierende Zuschreibungen. *Drittens* gilt es, sowohl dominante Theorien und Methoden wie auch die eigene Vorgehensweise beständig kritisch zu hinterfragen. Wissenschaft ist, wie bereits weiter oben angemerkt, immer auch **Kampf um (Be-)Deutungshoheiten** – und daran können Hausarbeiten im ersten Semester ebenso Anteil haben wie Dissertationen oder Aufsätze in „renommierten“ begutachteten Zeitschriften. So wie „etablierte“ Forscher\*innen dann mit der eigenen Forschung eine Position innerhalb von wissenschaftlichen Diskursen einnehmen, gilt es, sich selbst innerhalb der Forschungswelt theoretisch wie methodologisch zu positionieren. *Viertens* schließlich sollte uns Forschung – wie bereits eingangs hervorgehoben – keine methodologischen Ketten anlegen. Wenn Politik- und Sozialwissenschaften nicht allein analytische Disziplinen sind, sondern immer auch normativ orientiert sein sollten, dann kann und sollte der Wert einer Forschungsarbeit nicht (allein) am Gütegrad ihrer theoretischen oder methodischen Akkuratheit oder Eleganz („Schlankheit“) gemessen werden, sondern eben auch – um es noch einmal mit Paul Feyerabend zu sagen – ob sie dazu beiträgt, gesellschaftliche Verhältnisse **menschenwürdiger** zu machen oder zumindest zu **Transformationsprozessen** anzuregen.

## 6. Literaturverzeichnis

*Agnoli, Johannes* 1989: Von der kritischen Politologie zur Kritik der Politik, in: Ulrich Albrecht (Hrsg.), Was heißt und zu welchem Ende betreiben wir Politikwissenschaft?, Op-laden, 13-24.

Alemany, Ulrich von 2001: Das Exposé, Universität Düsseldorf, [https://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/politik/Mitarbeiter/Alemany/aufsatz/01\\_expose2001.pdf](https://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/politik/Mitarbeiter/Alemany/aufsatz/01_expose2001.pdf)

*Aleemann, Ulrich von/Forndran, Erhard* 2002: Methodik der Politikwissenschaft. Eine Einführung in Arbeitstechnik und Forschungspraxis, 6. Aufl., Stuttgart

Arndt, Susan/Ofuatey-Alazard, Nadja 2011 (Hrsg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache, Münster.

*Bartosch, Ulrich/Neuneck, Götz/ Wunderle, Ulrike (Hrsg.) 2016: 60 Jahre Russell-Einstein-Manifest. Remember Your Humanity and Forget the Rest! Herausforderungen für die nukleare Abrüstung. Wissenschaft - Gesellschaft – Verantwortung, Vereinigung Deutscher Wissenschaftler e.V., Berlin.*

*Belina, Bernd/Miggelbrink, Judith* 2010: Hier so, dort anders. Zum Vergleich von Raummeinheiten in der Wissenschaft und anderswo, in: *Belina, Bernd/Miggelbrink, Judith* (Hrsg.): Hier so, dort anders. Raumbezogene Vergleiche in der Wissenschaft und anderswo, Münster, 7-39.

*Biskamp, Floris 2017: Rassismus, Kultur, Rationalität. Drei Rassismustheorien in der kritischen Praxis, in: Periperie 37: 146/147, 271-296.*

Blätte, Andreas 2015: Migrationspolitik in der Vergleichenden Politikwissenschaft, in: Lauth, Hans-Joachim/Kneuer, Marianne/Pickel, Gert (Hrsg.), Handbuch Vergleichende Politikwissenschaft, Wiesbaden, 1-12.

Bohnsack, Ralf 2007: Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointerpretation, in: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.), Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis Grundlagen qualitativer Sozialforschung, 69-91.

*Braig, Marianne/Costa, Sérgio/Göbel, Barbara* 2013: Soziale Ungleichheiten und globale Interdependenzen in Lateinamerika. Eine Zwischenbilanz. desiguALdades.net Working Paper Series 4, Berlin: desiguALdades.net International Research Network on Interdependent Inequalities in Latin America.

Brunner, Claudia 2016: Das Konzept epistemische Gewalt als Element einer transdisziplinären Friedens- und Konflikttheorie, in: Wintersteiner, Werner/Wolf, Lisa (Hrsg.), Friedensforschung in Österreich. Bilanz und Perspektiven, Klagenfurt/Celovec, 38-53.

- Butler, Judith* 2009: Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen, Frankfurt a.M.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita* (Hrsg.) 2015: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung, 2. Aufl., Bielefeld.
- Dhawan, Nikita* 2016: Die Aufklärung retten: Postkoloniale Interventionen, in: Zeitschrift für Politische Theorie 2-2016, 249-255.
- Feyerabend, Paul* 1986: Wider den Methodenzwang, Frankfurt am Main.
- Flümann, Gereon* (Hrsg.) 2017: Umkämpfte Begriffe. Deutungen zwischen Demokratie und Extremismus, Bonn.
- Ganghof, Steffen* 2016: Forschungsdesign in der Politikwissenschaft – Kausale Perspektiven versus kontrastive Theorietests, in: Austrian Journal of Political Science 45: 1, 1-11.
- Geddes, Barbara* 2003: Paradigms and Sand Castles. Theory Building and Research Design in Comparative Politics, Arbor, Ann: University of Michigan Press.
- Geis, Anna/Brock, Lothar/Müller, Harald* (Hrsg.) 2006: Democratic Wars. Looking at the Dark Side of Democratic Peace, Hounds Mills.
- Geiselberger, Heinrich* (Hrsg.) 2017: Die große Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation unserer Zeit, 2. Aufl., Berlin.
- Georgi, Fabian* 2013: Notizen zu einer Kritik der Migrationspolitik, in: Kurswechsel 1/2013 : 41-50.
- Göhler, Gerhard/Iser, Matthias/Kerner, Ines* (Hrsg.) 2013: Politische Theorie. 22 umkämpfte Begriffe zur Einführung, 3. Aufl. Wiesbaden.
- Gschwend, Thomas/Schimmelfennig, Frank* 2007: Forschungsdesign in der Politikwissenschaft: Ein Dialog zwischen Theorie und Daten, in: dies. (Hrsg.), Forschungsdesign in der Politikwissenschaft: Probleme – Strategien – Anwendungen, Frankfurt /New York, 9-38.
- Heindl, Andreas* 2015: Inhaltsanalyse, in: Hildebrandt, Achim /Jäckle, Sebastian/Wolf, Frieder/Heindl, Andreas (Hrsg.), Methodologie, Methoden, Forschungsdesign, Wiesbaden, 299-333.
- Helfferich, Cornelia* 2014: Leitfaden- und Experteninterviews, in: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung, Wiesbaden, 559-574.
- Hess, Sabine/Kasperek, Bernd/Kron, Stefanie/Rodatz, Mathias/Schwertl, Maria/Sontowski, Simon* (Hrsg.) 2016: Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III, Berlin.
- Jäger, Siegfried* 2013: Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andre-

- as/Schneider, Werner/Viehöver, Willy. (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Theorien und Methoden, Band 1, Wiesbaden, 91-124.
- King, Gary/Keohane, Robert O./Verba, Sidney* 1994: Designing Social Inquiry: Scientific Inference in Qualitative Research, Princeton.
- Kreisky, Eva/Löffler, Marion* 2009: Maskulinismus und Staat. Beharrung und Veränderung, in: Ludwig, Gundula / Sauer, Birgit / Wöhl, Stefanie (Hrsg.): Staat und Geschlecht. Grundlagen und aktuelle Herausforderungen feministischer Staatstheorie, Nomos: Baden-Baden, 75-88.
- Krippendorff, Ekkehart* 1985: Staat und Krieg. Die historische Logik politischer Unvernunft, Frankfurt a. M.
- Krippendorff, Ekkehart* 1986: Internationale Politik. Geschichte und Theorie, Frankfurt a. M.
- Lauth, Hans-Joachim/Wagner, Christian* 2012: Politikwissenschaft: Eine Einführung, 7. Aufl., Stuttgart.
- Lauth, Hans-Joachim* 2009: Voraussetzungen für den Vergleich: Fallbestimmung, Variablen und Typologien, in: Lauth, Hans-Joachim/Pickel, Gert/Pickel, Susanne (Hrsg.), Methoden der vergleichenden Politikwissenschaft, Wiesbaden, 32-57.
- Lund, Christian* 2014: Of What is This a Case?: Analytical Movements in Qualitative Social Science Research, in: Human Organization, 73:3, 224-234.
- Mayring, Philipp* 2015: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, 12. Aufl., Weinheim.
- Merton, Robert K.* 1980: Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit, Frankfurt.
- Muno, Wolfgang* 2009: Fallstudien und die vergleichende Methode, in: Pickel, Susanne/Pickel, Gert/Lauth, Hans-Joachim/Jahn, Detlef (Hrsg.): Methoden der vergleichenden Politik- und Sozialwissenschaft. Neue Entwicklungen und Anwendungen, Wiesbaden, 113-131.
- Nachrigall, Andrea* 2012: Gendering 9/11. Medien, Macht und Geschlecht im Kontext des „War on Terror“, Bielefeld.
- Ploder, Andrea* 2013: Widerstände sichtbar machen zum Potenzial einer performativen Methodologie für kritische Migrationsforschung, in: Mecheril, Paul/Thomas-Olalde, Oscar/Melter, Claus/Arens, Susanne/Romaner, Elisabeth (Hrsg.), Migrationsforschung als Kritik?, Wiesbaden, 139-153.

- Przyborski Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika* 2014: Forschungsdesigns für die qualitative Sozialforschung, in: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*, Wiesbaden, 117-134.
- Rutishauser, Melina/Zimmermann, Chantal* 2016: Ethische Dilemmata in Forschungsprozessen, in: Wintzer, Jeannine (Hrsg.): Herausforderungen in der Qualitativen Sozialforschung: Forschungsstrategien von Studierenden für Studierende, Wiesbaden.
- Sauer, Birgit* 2009: Staat, Demokratie und Geschlecht – aktuelle Debatten, in: associazione delle talpe/Rosa Luxemburg Initiative Bremen (Hrsg.): *Staatsfragen. Einführungen in die materialistische Staatskritik*, Bremen, 66-78.
- Schmidt, Hajo* 2017: Rezeption und Kritik der Kantschen Friedenstheorie, in: Werkner, Ines-Jacqueline/Ebeling, Klaus (Hrsg.), *Handbuch Friedensethik*, Wiesbaden, 501-516.
- Schmidt, Manfred G.* 2013: Vergleichende Politikwissenschaft: ein einführender Überblick, in: Schmidt, Manfred G/Wolf, Frieder/Wurster, Stefan (Hrsg.), *Studienbuch Politikwissenschaft*, Wiesbaden, 191-206.
- Simonis, Georg /Elbers, Helmut* 2011: *Studium und Arbeitstechniken der Politikwissenschaft*, 2. Aufl., Wiesbaden.
- Stykow, Petra/Daase, Christopher/MacKenzie, Janet/Moosauer, Nikola* 2010: *Politikwissenschaftliche Arbeitstechniken*, 2. Aufl., Paderborn.
- Transit Migration Forschungsgruppe* (Hrsg.): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*, Bielefeld.
- Widmer, Janine* 2016: Forschen als Reise begreifen, in: Wintzer, Jeannine (Hrsg.): Herausforderungen in der Qualitativen Sozialforschung: Forschungsstrategien von Studierenden für Studierende, Wiesbaden, 19-25.
- Wintzer, Jeannine* 2015 (Hrsg.): Herausforderungen in der Qualitativen Sozialforschung: Forschungsstrategien von Studierenden für Studierende, Berlin.
- Wolf, Frieder/ Heindl, Andreas/Jäckle, Sebastian* 2015: Prozessanalysen und (vergleichende) Einzelfallstudien, in: Hildebrandt, Achim /Jäckle, Sebastian/Wolf, Frieder/Heindl, Andreas (Hrsg.), *Methodologie, Methoden, Forschungsdesign*, Wiesbaden, 215-240.
- Yildiz, Taylan* 2015: Konstruktivistische Ansätze in der Vergleichenden Politikwissenschaft, in: Lauth, Hans-Joachim/Kneuer, Marianne/Pickel, Gert (Hrsg.), *Handbuch Vergleichende Politikwissenschaft*, Wiesbaden, 247-260.
- Zeiler, Moritz* 2009: *Staatsfragen. Die materialistische Staatskritik zwischen der Renaissance klassischer Theorien und aktuellen Herausforderungen*, in: associazione delle talpe/Rosa

Luxemburg Initiative Bremen (Hrsg.): Staatsfragen. Einführungen in die materialistische Staatskritik, Bremen, 3-9.

*Ziai, Aram* (Hrsg.) 2016: Postkoloniale Politikwissenschaft. Theoretische und empirische Zugänge. Bielefeld: transcript.